Phaedon

oder

über die

Unſterblichkeit der Seele

in drey Geſprächen.

von

Moſes Mendelsſohn.

Mit Kön. Preuß. Churf. Brand. und Churf. Sächſ. Freyheit.

Berlin und Stettin

bey Friedrich Nicolai.

1767.

Vorrede.

Folgende Geſpräche des Sokrates mit ſeine Freunden, über die Unſterblichkeit der Seele, ſollten meinem Freunde Abbt gewiedmet werden. Er war es, der mich aufgemuntert hatte, dieſe vor einigen Jahren angefangene und weggelegte Arbeit wieder vorzunehmen. Als er noch zu Rinteln Profeſſor war, gab er mir, in einem von ſeinen freundſchaftlichen Briefen, ſeine Gedanken über Spaldings Beſtimmung des Menſchen zu erkennen. Aus unſerm Briefwechſel über dieſe Materie ſind die kleinen Aufſätze entſtanden, die in dem neunzehnten Theil der Litteraturbriefe, unter dem Titel: Zweifel und Orakul die Beſtimmung des Menſchen be-

treffend, vorkommen. Ich hatte das Glück, über einige der wichtigſten Punkte meines Freundes Einſtimmung zu erhalten, ob ich ihm gleich nicht in allem Genüge leiſten konnte. Mit der Offenherzigkeit eines wahren Freundes, goß er die geheimſten Empfindungen ſeiner Seele, ſein ganzes Herz in meinen Buſen aus. Seine philoſophiſchen Betrachtungen erhielten durch die ſanften Empfindungen des guten Herzens einen eignen Schwung, wodurch ſie die Liebe zur Wahrheit in der kälteſten Bruſt würden entzündet haben, und ſeine Zweifel ſelbſt unterlieſſen niemals neue Ausſichten zu entdecken, und die Wahrheit in ein helleres Licht zu ſetzen. Unſerer Abrede gemäß, ſollte ich folgende Geſpräche ausarbeiten, und darinn die vornehmſten

Lehr-

Lehrſätze, worinn wir übereinkamen, auseinanderſetzen; und dieſe ſollten in der Folge zur Grundlage unſeres Briefwechſels dienen.

Allein es hat der Vorſehung gefallen, dieſes aufblühende Genie vor der Zeit der Erde zu entziehen. Kurz und rühmlich war die Laufbahn, die er hienieden vollendet hat. Sein Werk vom **Verdienſt** wird den Deutſchen ein unvergeßliches Denkmaal ſeiner eigenen Verdienſte bleiben: mit ſeinen Jahren verglichen, verdienet dieſes Werk die Bewunderung der Nachkommenſchaft. Was für Früchte konnte man nicht von einem Baume hoffen, deſſen Blüthe ſo vortrefflich war. Er hatte noch andre Werke unter der Feder, die an Vollkommenheit, wie er an Erfahrenheit und Kräften des Geiſtes, zugenommen

haben würden. Alle dieſe ſchönen Hoffnungen ſind dahin! Deutſchland verliert an ihm einen trefflichen Schriftſteller, die Menſchlichkeit einen liebreichen Weiſen, deſſen Gefühl ſo edel, als ſein Verſtand aufgeheitert war; ſeine Freunde den zärtlichſten Freund, und ich einen Gefährten auf dem Wege zur Wahrheit, der mich vor Fehltritten warnete. —

Nach dem Beyſpiele des Plato, habe ich den Sokrates in ſeinen letzten Stunden die Gründe für die Unſterblichkeit der menſchlichen Seele ſeinen Schülern vortragen laſſen. Das Geſpräch des griechiſchen Schriftſtellers, das den Namen Phädon führet, hat eine Menge ungemeiner Schönheiten, die, zum Beſten der Lehre von der Unſterblich-

keit,

keit, genutzt zu werden verdieneten. Ich habe mir die Einkleidung, Anordnung, und Beredſamkeit deſſelben zu Nutze gemacht, und nur die metaphyſiſchen Beweisthümer nach dem Geſchmacke unſerer Zeiten einzurichten geſucht. In dem erſten Geſpräche konnte ich mich etwas näher an mein Muſter halten. Verſchiedene Beweisgründe deſſelben ſchienen nur einer geringen Veränderung des Zuſchnitts, und andere einer Entwickelung aus ihren erſten Gründen zu bedürfen, um die Ueberzeugungskraft zu erlangen, die ein neuerer Leſer in dem Geſpräche des Plato vermiſſet. Die lange und heftige Deklamation wider den menſchlichen Körper und ſeine Bedürfniſſe, * die

* S. 130 u. f.

Plato mehr in dem Geiſte des Pythago-
ras, als ſeines Lehrers geſchrieben zu haben
ſcheinet, muſte, nach unſern beſſern Be-
griffen von dem Werthe dieſes göttlichen
Geſchöpfes, ſehr gemildert werden; und dem-
nach wird ſie den Ohren manches jetzigen Le-
ſers fremde klingen. Ich geſtehe es, daß
ich blos der ſiegenden Beredſamkeit des Pla-
to zu Gefallen, dieſe Stelle beybehalten habe.

In der Folge ſahe ich mich genöthiget,
den Plato völlig zu verlaſſen. Seine Be-
weiſe für die Immaterialität der Seele ſchei-
nen, uns wenigſtens, ſo ſeichte und grillen-
haft, daß ſie kaum eine ernſthafte Widerle-
gung verdienen. Ob dieſes von unſerer beſ-
ſern Einſicht in die Weltweisheit, oder von
unſerer ſchlechten Einſicht in die philoſophi-

ſche

ſche Sprache der Alten herrühret, vermag ich nicht zu entſcheiden. Ich habe in dem zweyten Geſpräche einen Beweis für die Immaterialität der Seele gewählet, den die Schüler des Plato gegeben, und einige neuere Weltweiſen von ihnen angenommen. Er ſchien mir nicht nur überzeugend, ſondern auch am bequemſten, nach der Sokratiſchen Methode vorgetragen zu werden.

In dem dritten Geſpräche mußte ich völlig zu den Neuern meine Zuflucht nehmen, und meinen Sokrates faſt wie einen Weltweiſen aus dem achtzehnten Jahrhunderte ſprechen laſſen. Ich wollte lieber einen Anachronismus begehen, als Gründe auslaſſen, die zur Ueberzeugung etwas beytragen können.

Auf ſolche Weiſe iſt folgendes Mittelding zwiſchen einer Ueberſetzung und eigenen Ausarbeitung entſtanden. Ob ich auch etwas Neues habe, oder nur das ſo oft geſagte anders vorbringe, mögen andere entſcheiden. Es iſt ſchwer, in einer Materie, über welche ſo viel groſſe Köpfe nachgedacht haben, durchgehends neu zu ſeyn, und es iſt lächerlich, es affektiren zu wollen. Wenn ich hätte Schriftſteller anführen mögen, ſo wären die Namen **Plotinus, Cartes, Leibnitz, Wolf, Baumgarten, Rejmarus** u. a. oft vorgekommen. Vielleicht wäre dem Leſer auch alsdann deutlicher in die Augen gefallen, was ich von dem Meinigen hinzugethan habe. Allein dem bloſſen Liebhaber iſt es gleichgültig, ob er einen Beweis-

weisgrund dieſem oder jenem zu verdanken hat; und der Gelehrte weiß das Mein und Dein in ſo wichtigen Materien doch wohl zu unterſcheiden. Ich bitte gleichwohl meine Leſer, auf die Gründe, die ich von der Harmonie der moraliſchen Wahrheiten, und insbeſondere * von dem Syſtem unſerer Rechte und Obliegenheiten herhole, aufmerkſam zu ſeyn. Ich erinnere mich nicht, ſie bey irgend einem Schriftſteller geleſen zu haben, und ſie ſcheinen mir für denjenigen, der in die Grundſätze einſtimmet, überzeugend zu ſeyn. Die Art des Vortrags hat mich genöthiget, ſie als bloſſe Ueberredungsgründe anzubringen: ich halte ſie aber für fä-

hig,

* S. 280 u. f.

hig, nach der Schärfe der ſtrengſten Logik ausgeführet zu werden.

Den **Charakter des Sokrates** habe ich für dienlich erachtet, voraus zu ſchicken, um bey meinen Leſern das Andenken des Weltweiſen aufzufriſchen, der in den Geſprächen die Hauptperſon ausmachet. *Coopers* Life of Socrates * hat mir dabey zum Leitfaden gedienet, jedoch ſind auch die Quellen zu Rathe gezogen worden.

* London. 1750.

Leben

und

Charakter

des

Sokrates.

Charakter des Sokrates.

Sokrates, Sohn des Bildhauers **Sophroniskus** und der Hebamme **Phänareta**, der [illegible]ste und tugendhafteste unter den Griechen, ward in dem vierten Jahre der sieben und siebzigsten Olympiade, zu Athen, in der **alopecetschen** Zunft daselbst geboren. Der Vater hielt ihn in seiner Jugend zur Bildhauerkunst an, in welcher er keine geringen Progressen gemacht haben muß, wenn die bekleideten Grazien, die auf der Mauer zu Athen, hinter der Bildsäule der Minerva standen, wie verschiedene versichern, von seiner Arbeit gewesen. Zeiten, in welchen ein Phidias, Zeuxis und Myron lebten, können keiner mittelmäßigen Arbeit eine sowichtige Stelle eingeräumt haben.

Etwa in seinem dreyßigsten Jahre, als sein Vater längst todt war, und er, ohne sonderliche Neigung, aber aus Noth, die Bildhauerkunst noch

immer trieb, lernte ihn **Krito**, ein vornehmer Athenienſer, kennen, bemerkte ſeine erhabenen Talente, und urtheilte, daß er dem menſchlichen Geſchlechte durch ſein Nachdenken weit nützlicher werden könnte, als durch ſeine Handarbeit. Er nahm ihn aus der Schule der Kunſt, und brachte ihn zu den Weiſen der damaligen Zeit, um ihm Schönheiten einer höhern Ordnung zur Betrachtung und Nachahmung vorhalten zu laſſen. Lehret die Kunſt, das Leben im Lebloſen nachzuahmen, den Stein dem Menſchen ähnlich zu machen; ſo ſuchet die Weisheit hingegen, das Unendliche im Endlichen nachzuahmen, die Seele des Menſchen jener urſprünglichen **Schönheit** und **Vollkommenheit** ſo nahe zu bringen, als es in dieſem Leben möglich iſt. Sokrates genoß den Unterricht und den Umgang der berühmteſten Leute in allen Wiſſenſchaften und Künſten, von welchen ſeine Schüler den **Archelaus, Anaxagoras, Prodikus**

dikus, Evenus, Isimachus, Theodorus und andere nennen.

Krito versahe ihn mit den Nothwendigkeiten des Lebens, und Sokrates legte sich anfangs mit vielem Fleiße auf die **Naturlehre**, die zu dasmaligen Zeit sehr im Schwange war. Er merkte aber gar bald, daß es Zeit sey, die Weisheit von Betrachtung der Natur auf die Betrachtung des **Menschen** zurückzuführen. Dieses ist der Weg, den die **Weltweisheit allezeit nehmen sollte.** Sie muß mit Untersuchung der äußerlichen Gegenstände anfangen, aber bey jedem Schritte, den sie thut, einen Blick auf den Menschen zurückwerfen, auf dessen wahre Glückseligkeit alle ihre Bemühungen abzielen sollten. Wenn die Bewegung der Planeten, das Wesen der himmlischen Körper, die Natur der Elemente u. s. w. nicht wenigstens mittelbar einen Einfluß in unsre Glückseligkeit haben: so ist der Mensch gar nicht be-

ſtimmt, ſie zu unterſuchen. **Sokrates war der erſte,** wie Cicero ſagt, **der die Philoſophie vom Himmel herunter gerufen, in die Städte eingeſetzt, in die Wohnungen der Menſchen geführet, und über ihr Thun und Laſſen Betrachtungen anzuſtellen genöthiget hat.** Indeſſen gieng er, wie überhaupt die Neuerungsſtifter zu thun pflegen, auf der andern Seite etwas zu weit, und ſprach zuweilen von den erhabenſten Wiſſenſchaften, mit einer Art von Geringſchätzung, die dem weiſen Beurtheiler der Dinge nicht geziemet.

Damals ſtand in Griechenland, wie zu allen Zeiten bey dem Pöbel, die Art von Gelehrten in großem Anſehen, die ſich bemühen, eingewurzelte Vorurtheile und verjährten Aberglauben durch allerhand Scheingründe und Spitzfindigkeiten zu begünſtigen. Sie gaben ſich den Ehrennamen **Sophiſten**, den ihre Aufführung in einen

nen Ekelnamen verwandelte. Sie beſorgten die Erziehung der Jugend, und unterrichteten auf öffentlichen Schulen ſo wohl, als in Privathäuſern, in Künſten, Wiſſenſchaften, Sittenlehre und Religion, mit allgemeinem Beyfalle. Sie wußten, daß in demokratiſchen Regierungsverfaſſungen die Beredſamkeit über alles geſchätzt wird, daß ein freyer Mann gerne von Politik ſchwatzen höret, und daß die Wiſſensbegierde ſchaaler Köpfe am liebſten durch Mährchen befriediget ſeyn will: daher unterließen ſie niemals, in ihrem Vortrage gleißende Beredſamkeit, falſche Politik und ungereimte Fabeln ſo künſtlich durcheinanderzuflechten, daß das Volk ſie mit Verwunderung anhörte und mit Verſchwendung belohnte. Mit der Prieſterſchaft ſtanden ſie in gutem Vernehmen; denn ſie hatten beiderſeits die weiſe Maxime: **leben und leben laſſen.** Wenn die Tyranney der Heuchler den freyen Geiſt der Men-

ſchen nicht länger unter dem Joche halten konnte: ſo waren jene Scheinfreunde der Wahrheit beſtellt, ihn auf falſche Wege zu verleiten, die natürlichen Begriffe durcheinander zu werfen, und allen Unterſchied zwiſchen Wahrheit und Irrthum, Recht und Unrecht, Gutem und Böſem, durch blendende Trugſchlüſſe aufzuheben. In der Theorie war ihr Hauptgrundſatz: **Man kann alles beweiſen und alles wiederlegen**, und in der Ausübung: **Man muß von der Thorheit anderer, und ſeiner eigenen Ueberlegenheit, ſo viel Vortheil ziehen, als man nur kann.** Dieſe letzteren Maximen hielten ſie zwar, wie leicht zu erachten, vor dem Volke geheim, und vertrauten dieſelben nur ihren Lieblingen, die an ihrem Gewerbe Theil nehmen ſollten; allein die Moral, die ſie öffentlich lehrten, war nichts deſtoweniger für das Herz der Menſchen eben ſo verderblich, als

ihre

ihre Politik für die Rechte, Freyheit und Glückseligkeit des menschlichen Geschlechts.

Da sie lustig genug waren, das herrschende Religionssystem mit ihrem Interesse zu verwickeln: so gehörte nicht nur Entschlossenheit und Heldenmuth dazu, ihren Betrügereyen Einhalt zu thun, sondern ein wahrer Tugendfreund durfte es ohne die behutsamste Vorsichtigkeit nicht wagen. Es ist kein Religionssystem so verderbt, das nicht wenigstens einigen Pflichten der Menschheit eine gewisse Heiligung giebt, die der Menschenfreund verehren, und der Sittenverbesserer, wann er nicht seiner eigenen Absicht zuwider handeln will, unangetastet lassen muß. Von Zweifel in Religionssachen zur Leichtsinnigkeit, von Vernachlässigung des äußerlichen Gottesdienstes zur Geringschätzung alles Gottesdienstes überhaupt, pflegt der Uebergang sehr leicht zu seyn, besonders für Gemüther, die nicht unter

der Herrſchaft der Vernunft ſtehn, ſondern von Geiz, Ehrſucht oder Wolluſt regieret werden. Die Prieſter des Aberglaubens verlaſſen ſich nur allzuſehr auf dieſen Hinterhalt, und nehmen zu denſelben, wie zu einem unverletzlichen Heiligthum, ihre Zuflucht, ſo oft ein Angriff auf ſie geſchiehet.

Solche Schwierigkeiten und Hinderniſſe ſtanden dem Sokrates im Wege, als er den großen Entſchluß faßte, Tugend und Weisheit unter ſeinen Nebenmenſchen zu verbreiten. Er hatte, von der einen Seite, ſeine eignen Vorurtheile der Erziehung zu beſiegen, die Unwiſſenheit anderer zu beleuchten, Sophiſterey zu beſtreiten, Bosheit, Neid, Verleumdung und Beſchimpfung von Seiten ſeiner Gegner auszuhalten, Armuth zu ertragen, feſtgeſetzte Macht zu bekämpfen, und, was das ſchwerſte war, die finſtern Schreckniſſe des Aberglaubens zu vereiteln. Von der andern Seite waren die ſchwachen Gemüther

ſeiner

ſeiner Mitbürger zu ſchonen, Aergerniſſe zu vermeiden, und der gute Einfluß, den ſelbſt die albernſte Religion auf die Sitten der Einfältigen hat, nicht zu verſcherzen. Alle dieſe Schwierigkeiten überſtand er mit der Weisheit eines wahren Philoſophen, mit der Geduld eines Heiligen, mit der uneigennützigen Tugend eines Menſchenfreundes, mit der Entſchloſſenheit eines Helden, auf Unkoſten und mit Verluſt aller weltlichen Güter und Vergnügungen. Geſundheit, Macht, Bequemlichkeit, Leumund, Ruhe und zuletzt das Leben ſelbſt, gab er auf die liebreichſte Weiſe für das Wohl ſeiner Nebenmenſchen hin. So mächtig wirkte in ihm die Liebe zur Tugend und Rechtſchaffenheit, und die Unverletzlichkeit der Pflichten gegen den Schöpfer und Erhalter der Dinge, den er durch das reine Licht der Vernunft auf die lebendigſte Art erkannte.

Dieſe

Dieſe höheren Ausſichten des Weltbürgers hielten ihn indeſſen nicht ab, die gemeineren Pflichten gegen ſein Vaterland zu erfüllen. In ſeinem ſechs und dreyßigſten Jahre that er Kriegesdienſte wider die **Potidäer**, die Einwohner einer Stadt in Thrazien, die ſich wider ihre Tributherrn, die Athenienſer, empört hatten. Allhier verſäumete er die Gelegenheit nicht, ſeinen Körper wider alle Beſchwerlichkeiten des Kriegs und Rauhigkeit der Jahreszeit abzuhärten, und ſeine Seele in Unerſchrockenheit und Verachtung der Gefahr zu üben Er trug, durch die allgemeine Einſtimmung ſeiner Mitwerber ſelbſt, den Preis der Tapferkeit davon, überließ aber denſelben dem **Alcibiades**, den er liebte, und hiedurch aufmuntern wollte, ſolche Ehrenbezeigungen von ſeinem Vaterlande künftighin durch eigene Thaten zu verdienen. Kurz vorher hatte er ihm in einem Gefechte das Leben gerettet. Man belagerte die

Stadt

Stadt **Potidäa** in der ſtrengſten Kälte. Andere verwahrten ſich wider den Froſt, er blieb bey ſeiner gewöhnlichen Kleidung, und gieng mit bloßen Füßen über das Eis. Die Peſt wütete in dem Lager und in Athen ſelbſt. Es iſt faſt nicht zu glauben, was **Diogenes Laertius** und **Aelian** verſichern: **Sokrates** ſoll der einzige geweſen ſeyn, den ſie gar nicht angegriffen. Ohne aus dieſem Umſtande, der ein bloßer Zufall hat ſeyn können, etwas zu ſchließen, kann man überhaupt mit Gewißheit ſagen, daß er von einer ſtarken und dauerhaften Leibesbeſchaffenheit geweſen, und ſolche durch Mäßigkeit, Uebung und Entfernung von aller Weichlichkeit ſo zu erhalten gewußt hat, daß er wider alle Zufälle und Beſchwerlichkeit des Lebens abgehärtet war. Gleichwohl hat er auch im Felde nicht unterlaſſen, ſeine Seelenkräfte nicht nur zu üben, ſondern äußerſt anzuſtrengen. Man ſah ihn zuweilen vier und zwanzig Stun-

den

den auf eben der Stelle, mit unverwandten Blicken, in Gedanken vertieft stehn, **als wenn der Geist von seinem Körper abwesend wäre**, sagt Aulus Gellius. Man kann nicht läugnen, daß diese Entzückungen eine Anlage zur Schwärmerey gewesen, und man findet in seinem Leben mehrere Spuren, daß er nicht völlig davon befreyet gewesen. Indessen war es eine unschädliche Schwärmerey, die weder Hochmuth noch Menschenhaß zum Grunde hatte, und die in der Verfassung, in welcher er sich befand, ihm sehr nützlich gewesen seyn mag. Die gemeinen Kräfte der Natur reichen vielleicht nicht hin, den Menschen zu so großen Gedanken und standhaften Entschließungen zu erheben.

Nach geendigtem Feldzuge kehrte er in seine Vaterstadt zurück, und fieng an mit Nachdruck Sophisterey und Aberglauben zu bekämpfen, und seine Mitbürger in Tugend und Weisheit zu unter-

terrichten. Auf öffentlichen Straßen, Spaziergängen, in Bädern, Privathäuſern, Werkſtätten der Künſtler, wo er nur Menſchen fand, die er beſſern zu können glaubte, da hielt er ſie an, ließ ſich mit ihnen in Geſpräche ein, (*) erklärte ihnen, was recht und unrecht, gut und böſe,

(*) Mit dem Xenophon ward er auf folgende Weiſe bekannt. Er begegnete ihm in einem engen Durchgange. Der ſchöne und beſcheidene Anſtand des jungen Menſchen gefiel ihm ſo wohl, daß er ihm den Stock vorhielt, und ihn nicht weiter gehn laſſen wollte. Jüngling! ſprach er, weißt du, wo die Bedürfniſſe des Lebens zu bekommen ſind? – O ja! antwortete Xenophon. – Weißt du aber auch, wo Tugend und Rechtſchaffenheit zu erhalten iſt? – Der junge Menſch ſtutzte und ſah ihn an? – So folge mir, fuhr Sokrates fort, ich will es dir zeigen. Er folgte ihm war ſein treuſter Schüler, und man weiß, wie viel er ihm zu verdanken gehabt.

ſe, heilig und unheilig ſey; unterhielt ſie von der Vorſehung und Regierung Gottes, von den Mitteln ihm zu gefallen, von der Glückſeligkeit des Menſchen, von den Pflichten eines Bürgers, eines Hausvaters, eines Ehemannes u. ſ. w. Alles dieſes niemals in dem aufdringenden Ton eines Lehrers, ſondern als ein Freund, der die Wahrheit ſelbſt erſt mit uns ſuchen will. Er wußte es aber durch die einfältigſten Kinderfragen ſo einzuleiten, daß man von Frage zu Frage, ohne ſonderliche Anſtrengung, ihm folgen konnte, ganz unvermerkt aber ſich am Ziele ſah, und die Wahrheit nicht gelernet, ſondern ſelbſt erfunden zu haben glaubte. Ich ahme hierinn meiner Mutter nach, pflegte er im Scherze zu ſagen: Sie gebieret ſelbſt nicht mehr, aber ſie beſitzet Kunſtgriffe, wodurch ſie andern ihre Geburten zur Welt bringen hilft. Auf eine ähnliche Weiſe verſehe ich bey meinen Freunden das Amt eines Geburts-

hel-

helfers. Ich frage und forſche ſo lange, bis die verborgene Frucht ihres Verſtandes ans Licht kömmt.

Dieſe Methode, die Wahrheit zu erfragen, war auch die glücklichſte, die Sophiſten zu widerlegen. Wenn es zu einem ausführlichen Vortrage kam, ſo war ihnen nicht beyzukommen. Denn da ſtanden ihnen ſo viel Ausſchweifungen, ſo viel Mährchen, ſo viel Scheingründe, und ſo viel redneriſche Figuren zu Gebote, daß die Zuhörer verblendet wurden, und überzeugt zu ſeyn glaubten. Ein allgemeines Händeklatſchen pflegte ihnen ſelten zu entſtehen. Und man ſtelle ſich den triumphirenden Blick vor, mit welchem ſolche **Lehrer** alsdann auf ihre **Schüler**, oder wohl gar **Widerſacher**, herabſahen. Was that **Sokrates** bey einer ſolchen Gelegenheit? Er klatſchte mit; wagte aber einige gar leichte von der Sache etwas entfernte Fragen, die der hochgelehrte Mann für albern hielt, und aus Mitleiden beantwortete. Nach und nach

ſchlich er ſich der Sache näher, immer mit Fragen, und immer indem er ſeinem Gegner die Gelegenheit abſchnitt, in anhaltende Reden auszuſchweifen. Dadurch wurden ſie genöthigt, die Begriffe deutlich auseinander zu ſetzen, richtige Erklärungen geben, und aus ihren falſchen Vorausſetzungen ungereimte Folgerungen ziehen zu laſſen. Zuletzt ſahen ſie ſich ſo in die Enge getrieben, daß ſie ungeduldig wurden. Er aber ward es niemals, ſondern ertrug ihre Unart ſelbſt mit der größten Gelaſſenheit, fuhr fort die Begriffe zu entwickeln, bis endlich die Ungereimtheiten, die aus den Grundſätzen der Sophiſten folgten, dem einfältigſten Zuhörer handgreiflich wurden. Auf ſolche Weiſe wurden ſie ihren eignen Schülern zum Gelächter.

In Anſehung der Religion ſcheint er folgende Maxime vor Augen gehabt zu haben. Jede falſche Lehre oder Meynung, die offenbar zur

Un-

Unſittlichkeit führet, und alſo der Glückſeligkeit des menſchlichen Geſchlechts entgegen iſt, wurde von ihm auf keinerley Weiſe verſchont, ſondern öffentlich, im Beyſeyn der Heuchler, Sophiſten und des gemeinen Volks, beſtritten, lächerlich gemacht, und in ihren ungereimten und abſcheulichen Folgen gezeigt. Von dieſer Art waren die Lehren der Fabeldichter von den Schwachheiten, Ungerechtigkeiten, ſchändlichen Begierden und Leidenſchaften, die ſie ihren Göttern zuſchrieben. Ueber dergleichen Sätze, ſo wie über unrichtige Begriffe von der Vorſehung und Regierung Gottes, auch über die Belohnung des Guten und die Beſtrafung des Böſen war er niemals zurückhaltend, niemals, ſelbſt zum Scheine nicht, zweifelhaft, ſondern allezeit entſchloſſen, die Sache der Wahrheit mit der größten Unerſchrockenheit zu verfechten, und, wie der Erfolg gezeigt, ſein Bekenntniß mit dem Tode zu verſiegeln. Ei-

ne Lehre aber, die bloß theoretiſch falſch, und den Sitten ſo großen Schaden nicht bringen konnte, als von einer Neuerung zu befürchten war, ließ er unangefochten, bekannte ſich vielmehr öffentlich zu der herrſchenden Meynung, beobachtete die darauf gegründeten Ceremonien und Religionsgebräuche, vermied hingegen alle Gelegenheit zu einer entſcheidenden Erklärung; und wann ihr nicht auszuweichen war, ſo hatte er eine Zuflucht in Bereitſchaft, die ihm niemals entſtehen konnte: er ſchützte **ſeine Unwiſſenheit** vor.

Hierunter begünſtigte ihn vorzüglich die Methode zu lehren, die er, wie wir geſehen, aus andern Abſichten gewählt hatte. Denn da er ſeine Lehren niemals mit dem Hochmuthe eines alleswiſſenden Mannes ankündigte, da er vielmehr nichts ſelbſt behauptete, ſondern allezeit die Wahrheit durch Fragen von ſeinen Zuhörern herauszulocken ſuchte: ſo war ihm erlaubt, das nicht

zu wiſſen, was er nicht wiſſen konnte, oder durfte. Die Eitelkeit, auf alle Fragen eine Antwort zu wiſſen, hat ſo manchen großen Geiſt verführt, Dinge zu behaupten, die er in dem Munde eines andern getadelt haben würde. **Sokrates** war von dieſer Eitelkeit weit entfernt. Von Dingen, die über ſeinen Horizont waren, geſtand er mit der naiveſten Freymüthigkeit: **Dieſes weiß ich nicht**; und wann er merkte, daß ihm Fallen gelegt wurden, und gewiſſe Geſtändniſſe abgelockt werden wollten, ſo zog er ſich aus dem Spiele, und ſagte: **Nichts weiß ich!** Das Orakel zu Delphi erklärte ihn für den weiſeſten unter allen Sterblichen. „Wißt ihr, „ſprach **Sokrates**, warum Apollo mich „für den größten Weiſen auf Erden hält? „Weil andere mehrentheils etwas zu wiſſen „glauben, was ſie nicht wiſſen. Ich aber ſehe „wohl ein und geſtehe, daß alles, was ich

„weiß, darauf hinausläuft, **daß ich nichts „weiß.“**

Der Ruhm des Sokrates, verbreitete ſich in ganz Griechenland, und es kamen die angeſehenſten und gelehrteſten Männer von allen Gegenden zu ihm, um ſeines freundſchaftlichen Umgangs und Unterrichts zu genießen. **Die Begierde ihn zu hören**, war unter ſeinen Fremden ſo groß, daß mancher ſein Leben wagte, um nur täglich bey ihm zu ſeyn. Die Athenienſer hatten bey Lebensſtrafe verboten, daß ſich kein Megarenſer auf ihrem Gebiete betreten laſſen ſollte. **Euklides von Megara**, ein Freund und Schüler **des Sokrates**, ließ ſich dadurch nicht abhalten ſeinen Lehrer zu beſuchen. Des Nachts gieng er, in bunte Weiberkleider gehüllt, von Megara nach Athen, und des Morgens, ehe es Tag war, gieng er wieder ſeine zwanzig tauſend Schritte zurück nach Hauſe. Bey dem allen lebte **Sokrates**

in der äußerſten Armuth und Dürftigkeit; und wollte ſich nichts für ſeinen Unterricht bezahlen laſſen, obgleich die Athenienſer ſo lehrbegierig waren, daß ſie ſichs große Summen würden haben koſten laſſen, wann er auf Belohnung gedrungen hätte. Die Sophiſten wußten von dieſer Bereitwilligkeit ſchon beſſern Gebrauch zu machen.

Es muß ihm deſto mehr Ueberwindung gekoſtet haben, dieſe Dürftigkeit zu ertragen, da ſeine Frau, die berüchtigte **Xantippe**, eben nicht die genügſamſte Hausfrau geweſen, und er auch für Kinder zu ſorgen gehabt, die ihre Verpflegung von ſeiner Hand erwarteten. Es iſt zwar noch nicht ausgemacht, daß die Xantippe von ſo böſer Gemüthsart geweſen, als man gemeiniglich glaubet. Die Mährchen, die zu ihrer Beſchimpfung bekannt ſind, rühren von ſpätern Schriftſtellern her, die ſie nur vom Hörenſagen haben konnten. Plato und Xenophon, die am beſten

davon unterrichtet ſeyn mußten, ſcheinen ſie als eine mittelmäßige Frau gekannt zu haben, von der ſich weder viel gutes noch viel böſes ſagen läßt. Ja man wird in folgendem Geſpräche nach dem Plato finden, daß ſie, an dem letzten Tage des Sokrates, mit ihrem Kinde bey ihm im Kerker geweſen, und ſich außerordentlich über ſeinen Tod betrübt hat. Alles was man ſonſt bey dieſen glaubwürdigſten Schriftſtellern zu ihrem Nachtheile findet, iſt etwa eine Stelle in dem Tiſchgeſpräche **Xenophons**, wo jemand den Sokrates fragt, warum er ſich eine Frau genommen, die ſo wenig umgänglich wäre? worauf dieſer in ſeinem gewöhnlichen Tone antwortet: „Wer mit „Pferden umgehen lernen will, der wählet ſich „zu ſeiner Uebung kein geduldiges Laſtthier, „ſondern ein muthiges Roß, das ſchwer zu bändigen iſt. Ich, der ich mit Menſchen umgehen lernen will, habe mir aus eben der Urſache

eine

„eine Hausfrau gewählt, die unverträglich iſt,
„um die verſchiedene Laune der Menſchen deſto
„beſſer ertragen zu lernen.“ An einer andern
Stelle läßt eben dieſer Schriftſteller den Sohn
des Sokrates, den Lamprokles, ſich gegen ſei-
nen Vater über die harte Begegnung, mürri-
ſche Gemüthsart und unverträgliche Laune ſeiner
Mutter beſchweren. Allein aus der Antwort
des Sokrates erhellet, zu ihrem Lobe, daß ſie,
bey ihrem zänkiſchen Gemüthe, die Pflichten
einer Hausmutter gleichwohl ſorgfältig beobach-
tet, und ihre Kinder geliebt, und gehörig ver-
pflegt hat. Dieſes Zeugniß ihres Ehemannes
widerlegt offenbar alle ſchimpfliche Hiſtörchen,
die man auf ihre Unkoſten erſonnen, und wo-
durch man ſie der Nachwelt als ein Beyſpiel eines
böſen Weibes aufgeſtellt hat. Man kann mit
gutem Grunde glauben, daß Sokrates ſeine
Kunſt mit Menſchen umzugehen an ſeiner Ehe-

geneſium nicht vergebens geübt hat; daß er vielmehr durch unermüdete Geduld, Gefälligkeit, Sanftmuth, und durch ſeine unwiderſtehlichen Ermahnungen die Härte ihres Temperaments überwunden, ihre Liebe gewonnen, und ſie dergeſtalt gebeſſert haben wird, daß ſie aus einem unverträglichen Weibe, eine gute Hausmutter, und, wie ihre Aufführung vor ſeinem Ende ausweiſet, eine zärtliche Ehefrau geworden. Dem ſey indeſſen wie ihm wolle, ſo müſſen ihm ſeine häuslichen Umſtände die Armuth weit beſchwerlicher gemacht haben; da er nicht ſich allein, ſondern einer ganzen Familie, und vielleicht einer unzufriedenen und über ſeine ſtrenge Genügſamkeit ſich beklagenden Familie, von ſeinem Thun und Laſſen Rechenſchaft zu geben hatte. Niemand war beſſer von den Pflichten eines Hausvaters unterrichtet, als Sokrates. Er wußte wohl, daß ihm obliege, ſo viel zu erwerben und anzuſchaffen, als

zum

zum ehrlichen Auskommen für ſeine Familie nöthig ſey, und er hat viele natürliche Pflicht ſeinen Freunden ſehr oft entgehört. Allein was ihn ſelbſt betraf, ſo ſtand ihm eine höhere Pflicht im Wege, die ihn verhinderte, jener Bedürfniß zu leiſten. Das Verderbniß der Zeiten, da alles des feilen Gewinnſtes halber geſchahe, und insbeſondere die niederträchtige Habſucht der Sophiſten, die ihre verderblichen Lehren um baares Geld verkauften, und die ſchändlichſten Mittel anwendeten, ſich auf Unkoſten des betrogenen Volks zu bereichern: dieſe legten ihm die Verbindlichkeit auf, ihnen die äußerſte Uneigennützigkeit entgegen zu ſetzen, damit ſeine reinen und unbefleckten Abſichten keiner üblen Auslegung fähig ſeyn möchten. Er wollte lieber darben, und, wenn ihn der Mangel zu ſehr drückte, von Almoſen leben, als durch ſein Beyſpiel den ſchmutzigen Geldgeiz dieſer falſchen Weisheitslehrer nur einigermaßen rechtfertigen.

Er

Er unterbrach dieſe wohlthätigen Beſchäfftigungen, und zog abermals freywillig mit zu Felde wider die Boeotier. Die Athenienſer verlohren eine Schlacht bey **Delium**, und wurden aufs Haupt geſchlagen. **Sokrates** zeigte ſeine Tapferkeit ſo wohl im Treffen, als auf dem Rückzuge. „Hätte jedermann ſeine Pflicht ſo „gethan, wie **Sokrates**, ſpricht der Feldherr „**Laches** beym **Plato**, ſo wäre der Tag gewiß „nicht unglücklich für uns geweſen.“ Als alles floh, gieng er auch zurück, aber Schritt vor Schritt, und indem er ſich öfters umkehrte, um einem Feinde, der ihm etwa auf den Hals käme, Widerſtand zu thun. Er fand den **Xenophon**, der vom Pferde gefallen und verwundet war, unterwegens liegend, nahm ihn auf ſeine Schultern, und brachte ihn in Sicherheit.

Die Prieſter, Sophiſten, Redner und andre, die dergleichen feile Künſte trieben, Leute, denen

denen Sokrates ein Dorn im Auge ſeyn mußte, machten ſich deſſelben Abweſenheit zu Nutz, und ſuchten die Gemüther wider ihn aufzubringen. Bey ſeiner Zurükkunft fand er eine geſchloſſene Parten, der kein Mittel ihm zu ſchaden zu nie derträchtig war. Sie mietheten, wie man zu glauben Urſach hat, den Komödienſchreiber **Ariſtophanes**, daß er durch ein Poſſenſpiel, das man damals Komödie nannte, den **Sokrates** verhaßt und lächerlich zu machen ſuchte, um das gemeine **Volk theils aufzuhetzen**, theils vorzubereiten, und wann der Streich gelänge, ein mehreres zu wagen. Dieſe Farce führte den Namen **die Wolken. Sokrates** war die Hauptperſon, und die Figur, die dieſe Rolle machte, gab ſich Mühe ihn nach dem Leben zu konterfeyen. Kleidung, Gang, Geberde, Stimme, alles äffte er natürlich nach. Das Stück ſelbſt hat ſich, zur Ehre des verfolgten Weltweiſen, bis auf unſre Zeiten erhal-

erhalten. Man kann ſich kaum etwas ungezogeneres gedenken.

Sokrates pflegte ſonſt niemals das Theater zu beſuchen, außer wann die Stücke des **Euripides**, (daran er ſelbſt, wie einige wollen, Antheil gehabt) aufgeführt wurden. Den Tag, da dieſes Pasquill aufgeführt werden ſollte, gieng er gleichwohl hinein. Er hörte, daß viele Fremde, die zugegen waren, ſich erkundigten, wer dieſer **Sokrates** im Original ſey, der auf der Bühne ſo gehöhnt werde? Er trat mitten im Schauſpiel hervor, und blieb, bis ans Ende des Stücks, auf einer Stelle ſtehn, wo ihn jedermann ſehen und mit der Kopey vergleichen konnte. Dieſer Streich war für den Dichter und ſeine Komödie tödtlich. Die poſſenhafteſten Einfälle thaten keine Wirkung mehr: denn das Anſehn des **Sokrates** erregte Hochachtung und eine Art von Erſtaunen über ſeine Unerſchrockenheit. Auch fand das

Stück

Stück seinen Beyfall. Der Dichter veränderte es, und brachte es das folgende Jahr wieder auf die Bühne, aber mit eben so schlechtem Erfolge. Die Feinde des Weisen haben sich genöthiget, die vorgehabte Verfolgung bis auf eine günstigere Zeit zu verschieben.

Kaum war der Krieg mit dem Perserkönig geendiget, so mußten die Athenienser neues Volk anwerben, um dem Lacedämonischen Feldherrn **Brasidas** Einhalt zu thun, der in Thrazien verschiedene Städte, und unter andern die wichtige Stadt Amphipolis ihrer Herrschaft entzogen hatte. **Sokrates** ließ sich die Gefahr, in die ihn seine letzte Abwesenheit gesetzt, nicht abhalten, dem Vaterlande abermals zu dienen. Dieses war das letzte mal daß er seine Vaterstadt verlassen hatte. Nach der Zeit kam er, bis an sein Ende, nicht aus dem Gebiete der Athenienser, und unterließ niemals, der Jugend, die ihn

suchte,

ſuchte, ſeinen freundſchaftlichen Umgang zu gewinnen, und ihr durch Lehren und gutes Exempel die Liebe zur Tugend einzuflößen. Wie er aber überall ein groſſer Freund und Liebhaber der Schönheit war, ſo ſahen er in der Wahl ſeiner Freunde auch auf körperliche Schönheit, an ſich. Ein ſchöner Körper, pflegte er zu ſagen, verſpricht eine ſchöne Seele, und wenn ſie der Erwartung nicht zuſagt, ſo muß ſie verwahrloſt worden ſeyn. Daher er ſich denn viele Mühe gab, das Inwendige dieſer Perſonen mit ihrem wohlgebildeten Aeuſſerlichen übereinſtimmend zu machen. Niemand aber war ihm ſo angelegen, als Alcibiades, ein junger Menſch von ungemeiner Schönheit und von groſſen Talenten, der hochfahrend, muthig, leichſinnig und überaus feurigen Temperaments war. Dieſen verfolgte er unermüdet, lieſ ſich bey allen Gelegenheiten mit ihm in Unterredung ein, um ihn durch freundſchaft-

ſchaftliche Ermahnungen und liebreiche Verweiſe von den Ausſchweifungen des Ehrgeizes und der Wolluſt, wozu er von Natur ſehr geneigt war, abzuhalten. **Plato** läßt ihn bey dieſer Gelegenheit öfters Ausdrücke brauchen, die beynahe verliebt ſcheinen: daher man in ſpätern Zeiten Gelegenheit genommen, den **Sokrates** eines ſträflichen Umgangs mit jungen Leuten zu beſchuldigen. Allein die Feinde des **Sokrates** ſelbſt, **Ariſtophanes** in der Komödie, und **Melitus** in ſeiner Anklage, thun hiervon nicht die geringſte Erwähnung. **Melitus** beſchuldigt ihn zwar, daß er die Jugend verderbe, allein, wie aus der Antwort des **Sokrates** gar deutlich erhellet, gieng dieſes auf die Geſetze der Religion und der Politik, gegen welche er die Jugend gleichgültig gemacht haben ſollte. Geſetzt auch, die damalige Verderbniß der Sitten wäre ſo weit gegangen, daß man dieſes

widernatürliche Laſter beynahe für natürlich ge halten, ſo hätten ſeine Feinde dennoch dieſen Umſtand nicht ganz verſchwiegen, wenn es nicht offenbar unmöglich geweſen wäre, das Muſter der Keuſchheit und Enthaltſamkeit einer ſo vie hiſchen Geilheit zu beſchuldigen. Man leſe die ſtrengen Vorwürfe, die er dem **Kritias** und **Kri tobulus** machet; man leſe das Zeugniß, das ihm der muthwillige, halbberauſchte **Alcibiades**, in Platons Tiſchgeſpräche, giebt. Das Still ſchweigen der Feinde und Verläumder, und das poſitive Zeugniß ſeiner Freunde vom Gegen theil, laſſen keinen Zweifel zurück, daß die Be ſchuldigung ungegründet und eine ſtrafbare Verläumdung ſey. Die Ausdrücke des **Plato**, ſo fremde ſie auch in unſern Ohren klingen, be weiſen weiter nichts, als daß dieſe unnatürliche Galanterie damals die Modeſprache geweſen, wie etwa der ernſthafteſte Mann in unſern Zei

ten

ten ſich nicht enthrechen würde, wenn er an ein Frauenzimmer ſchreibt, wie verliebt zu thun.

Ueber den Genius, den er zu beſitzen vorgab, und der ihn, wie er ſagte, allzeit abhielt, wenn er etwas Schädliches unternehmen wollte, ſind die Meynungen der Gelehrten getheilt. Einige glauben, Sokrates habe ſich hierinn eine kleine Erdichtung erlaubt, um bey dem abergläubiſchen Volk Gehör zu finden; allein dieſes ſcheint mit ſeiner gewöhnlichen Aufrichtigkeit zu ſtreiten. Andre verſtehen unter dieſem Genius ein geſchärftes Gefühl vom Guten und Böſen, eine durch Nachdenken, durch lange Erfahrung und anhaltende Uebung zum Inſtinkt gewordene moraliſche Beurtheilungkraft, vermöge welcher er jede freye Handlung nach ihren muthmaßlichen Folgen und Wirkungen prüfen und beurtheilen konnte, ohne ſich ſelbſt von ſeinem Urtheil Rechenſchaft geben zu können. Man findet aber

beym Xenophon ſo wohl als Plato verſchiedene Vorfälle, wo dieſer Geiſt dem Sokrates Dinge vorher geſagt, die ſich aus keiner natürlichen Kraft der Seele erklären laſſen. Vielleicht ſind dieſe von ſeinen Schülern aus guter Meynung hinzu geſetzt worden; vielleicht auch hatte Sokrates, der, wie wir geſehen, zu Entzückungen aufgelegt war, ſelbſt Schwachheit oder ſchwärmende Einbildungskraft genug, dieſes lebhafte moraliſche Gefühl, das er nicht zu erklären wußte, in einen **vertraulichen Geiſt** umzuſchaffen, und ihm hernach auch diejenigen Ahndungen zuzuſchreiben, die aus ganz andern Quellen entſpringen. Muß denn ein vortrefflicher Mann nothwendig von allen Schwachheiten und Vorurtheilen frey ſeyn? In unſern Tagen iſt es kein Verdienſt mehr, Geiſtererſcheinungen zu verſpotten. Vielleicht hat zu den Zeiten des Sokrates eine Anſtrengung des Genies

dazu gehört, die er nützlicher angewendet hat. Er war ohnedem gewohnt, jeden Aberglauben zu dulden, der nicht unmittelbar zur Unsittlichkeit führen konnte, wie bereits oben erinnert worden.

Die Glückseligkeit des menschlichen Geschlechts war sein einziges Studium. So bald ein Vorurtheil oder Aberglaube zur offenbaren Gewaltthätigkeit, Kränkung der menschlichen Rechte, Verderbniß der Sitten u. s. w. Anlaß gab: so konnte ihn nichts in der Welt abhalten, aller Drohung und Verfolgung zum Trotze, sich dawider zu erklären. Es war unter den Griechen ein hergebrachter Aberglaube, daß die Schatten der unbegrabenen Todten am Ufer des Styx hundert Jahre rastlos herumirren müßten, bevor sie herüber gelassen würden. Dieser Wahn mag dem rohen Volk von dem ersten Stifter der Gesellschaft aus löblichen Absichten beygebracht

worden ſeyn. Indeſſen hat er zu den Zeiten des Sokrates, durch einen ſchändlichen Mißbrauch, manchen wackern Patrioten das Leben gekoſtet. Die Athenienſer hatten bey den Arginuſiſchen Inſeln über die Lacedämonier einen vollkommenen Sieg erhalten. Die Befehlshaber der ſiegenden Flotte wurden aber durch einen Sturm abgehalten, ihre Todten zu begraben. Bey ihrer Rückkunft nach Athen wurden ſie, auf die undankbarſte Weiſe, dieſer Unterlaſſung halben öffentlich angeklagt. Sokrates hatte denſelben Tag den Vorſitz in dem Senat der **Prytanen**, welche die öffentlichen Angelegenheiten zu beſorgen hatten. Die Bosheit einiger Mächtigen im Reiche, die Heucheley der Prieſter und die Niederträchtigkeit feiler Redner und Demagogen, hatten ſich vereinigt, den blinden Eyfer des Volks wider dieſe Beſchützer des Staats aufzubringen. Das Volk drang

mit

mit Ungeſtüm auf ihre Verdammung. Ein Theil des Senats war ſelbſt von dieſem pöbelhaften Wahne bethört; und der Ueberreſt hatte nicht Muth genug, ſich der allgemeinen Raſerey zu widerſetzen. Alles willigte darein, dieſe unglücklichen Patrioten zum Tode zu verurtheilen. Nur Sokrates allein hatte die Herzhaftigkeit, ihre Unſchuld zu vertheidigen. Er verachtete die Drohungen der Mächtigen, und die Wut des aufgebrachten Pöbels, ſtand ganz allein auf der Seite der verfolgten Unſchuld, und wollte lieber das Aergſte über ſich ergehen laſſen, als in eine ſo heilloſe Ungerechtigkeit willigen. Wiewohl alle ſeine Bemühungen zu ihrem Beſten dennoch fruchtlos abliefen. Er hatte den Verdruß, zu ſehen, daß der blinde Eifer die Oberhand erhielt, und daß die Republik ſich ſelbſt die Schmach anthat, ihre tapferſten Beſchützer einem übelverſtandenen Vorurtheil aufzuopfern. Das

Jahr darauf wurden die Athenienſer von den Lacedämoniern auf das Haupt geſchlagen, ihre Flotte zu Grunde gerichtet, ihre Hauptſtadt belagert und dergeſtalt aufs Aeuſſerſte gebracht, daß ſie ſich den Siegern auf Gnade und Ungnade ergeben mußte. Es iſt ſehr wahrſcheinlich, daß der Mangel an erfahrnen Anführern auf Seiten der Athenienſer an dieſer Niederlage nicht wenig Schuld geweſen.

Lyſander, der Feldherr der Lacedämonier, der die Stadt eingenommen hatte, begünſtigte eine in derſelben entſtandene Empörung, verwandelte die demokratiſche Regierungsform in eine Oligarchie, und ſetzte einen Rath von dreyßig Männern, die unter dem Namen der dreyßig Tyrannen bekannt ſind. Die grauſamſten Feinde hätten in der Stadt ſo nicht wüten können, als dieſe Ungeheuer gewütet haben. Unter dem Vorwande, Staatsverbrechen und Meuterey

zu

zu beſtrafen, wurden die rechtſchaffenſten Leute im Staat ihres Lebens oder ihres Vermögens beraubt. Plündern, rauben, verbannen, dieſen öffentlich, jenen meuchelmörderiſch hinrichten laſſen, waren Thaten, mit welchen ſie ihre Regierung bezeichneten. Wie mußte das Herz des **Sokrates** bluten, den **Kritias**, der vormals ſein Schüler war, an der Spitze dieſer Schergen zu ſehen! Ja, dieſer **Kritias**, ſein vormaliger Freund und Zuhörer, zeigte ſich nunmehr als ſeinen offenbaren Feind, und ſuchte Gelegenheit, ihn zu verfolgen. Der weiſe Mann hatte ihm einſt ſeine viehiſche und widernatürliche Geilheit mit harten Worten verwieſen, und ſeit der Zeit trug ihm der Unmenſch einen heimlichen Groll nach, der jetzo auszubrechen Gelegenheit ſuchte.

Als er und Charikles zu Geſetzgebern ernennt wurden, führten ſie, um eine Urſach an dem Sokrates zu finden, das Geſetz ein, daß niemand

mand in der Redekunſt unterrichten ſollte. Sie erfuhren darauf, daß ſich Sokrates mit Worten wider ſie vergangen, und verſchiedentlich habe verlauten laſſen, es wäre zwar wunderbar, wenn Hirten die ihnen anvertraute Heerde kleiner und magerer machten, und dennoch nicht für ſchlechte Hirten wollten gehalten ſeyn; aber weit wunderbarer wäre es, wenn die Vorſteher eines Staats die Bürger weniger und ſchlechter machten, und dennoch nicht ſchlechte Vorſteher ſeyn wollten. Sie ließen ihn kommen, zeigten ihm das Geſetz, und verboten ihm mit jungen Leuten ſich in Unterredung einzulaſſen. „Iſt es erlaubt, „verſetzte Sokrates, eines und das andere zu „fragen, das mir in dieſem Verbote nicht deut„lich genung iſt? — O ja! antwortete man. — „Ich bin bereit, erwiederte er, dem Geſetze zu „folgen, und befürchte nur aus Unwiſſenheit da„wider zu verſtoßen: ich bitte daher um eine

„deut-

„deutlichere Erklärung, ob ihr unter der Rede-
„kunſt, eine Kunſt recht zu reden, oder unrecht
„zu reden verſteht? Iſt jenes: ſo muß ich mich
„enthalten, jemanden zu ſagen, wie er recht re-
„den ſoll; iſt aber dieſes: ſo werde ich niemand
„unterweiſen, wie er unrecht reden ſoll.

„Charikles entrüſtete ſich, und ſprach: Wenn
„du dieſes nicht verſteheſt, ſo haben wir dir es
„faßlicher gemacht, und ſchlechterdings verboten,
„mit jungen Leuten zu reden. — Damit ich
„aber auch hierinn wiſſe, wie ich mich zu verhal-
„ten habe, ſprach Sokrates: ſo beſtimmt mir die
„Zeit, wie lange ihr die Menſchen für junge
„Leute haltet? So lange ſie nicht im Rathe ſitzen
„können, antwortete Charikles, das iſt, ſo lange
„ſie nicht zu reifem Verſtande gekommen ſind,
„nehmlich bis zu dreyßig Jahren.

„Wenn ich aber etwas kaufen will, erwie-
„derte Sokrates, das ein junger Menſch unter

„dreyſ-

„dreyßig Jahren zu verkaufen hat, ſoll ich nicht „fragen, wie theuer? Dieſes iſt dir nicht verboten, „ſprach Charikles; aber du fragſt manchmal „Dinge, die du gar wohl weißt: ſolcher Fragen „enthalte dich ferner! — Und antworten? ſprach „Sokrates weiter. Wenn ein junger Menſch „mich fragt, wo Charikles oder Kritias wohne? „darf ich ihm hierauf antworten? — Ja, ja, „ſprach Kritias; aber enthalte dich der abgenutz„ten Beyſpiele und Gleichniße von Riemenſchnei„dern, Zimmerleuten und Schmieden. Ver„muthlich, erwiederte Sokrates, auch der Be„griffe, die ich durch dieſe Beyſpiele zu erläutern „pflege, von der Gerechtigkeit, Heiligkeit, Fröm„migkeit, u. ſ. w.? Ganz recht! antwortete „Charikles, und vor allen Dingen auch der „Viehhirten. Merke dir das! oder ich befürch„te, du wirſt auch die Heerde kleiner ma„chen.“

So-

Sokrates achtete ihre Drohungen ſo wenig, als ihr ungereimtes Geſetz, das ſie, der geſunden Vernunft und dem Geſetz der Natur ſchnurſtracks zuwider, keine Befugniß gehabt einzuführen. Er ſetzte ſeine Bemühungen zum Beſten der Tugend und Gerechtigkeit mit dem unermüdeteſten Eifer fort, und die Tyrannen unterſtunden ſich gleichwohl nicht, ihm ſo gerade auf den Leib zu kommen. Sie ſuchten Umwege, und wollten ihn mit in ihre Ungerechtigkeiten verwickeln: trugen ihm daher nebſt vier andern Bürgern auf, den **Leon** von **Salamin** nach Athen zu bringen, um ihn hinrichten zu laſſen. Die andern übernahmen den Auftrag; Sokrates aber erklärte ſich, daß er niemals zu einer ungerechten Sache die Hände bieten werde. So willſt du denn, ſprach Charikles, Freyheit haben, zu reden, was du willſt, und gar nichts dafür leiden? **Alles mögliche Uebel**, antwortete er, **will ich dafür leiden, nur**

nur das nicht, jemanden Unrecht zu thun. Charikles ſchwieg, und die übrigen ſahen ſich einander an. Dieſe Freyheiten würden den Sokrates am Ende dennoch das Leben gekoſtet haben, wenn nicht das Volk, der Grauſamkeit dieſer Tyrannen müde, einen Aufſtand erregt, ihre vornehmſten Anführer umgebracht, und die übrigen zur Stadt hinaus gejagt hätte.

Unter der wiederhergeſtellten demokratiſchen Regierung fanden die alten Feinde des Sokrates, die Sophiſten, Prieſter und Redner, die längſt erwünſchte Gelegenheit, ihn mit beſſerm Glück zu verfolgen, und endlich gar aus dem Wege zu räumen. **Anytus, Melitus** und **Lykon**, ſind die drey zu ihrer Schmach unvergeßliche Namen derer, die ſich zur Ausführung dieſes ſchändlichen Vorhabens haben brauchen laſſen. Sie brachten die Verläumdung unter das Volk: Sokrates habe dem Kritias die Grundſätze der Tyran-

rannen beygebracht, die er neulich mit ſo unerhörter Grauſamkeit ausgeübt hätte. Wer die Leichtgläubigkeit und Unbeſtändigkeit des Pöbels kennt, wird ſich nicht verwundern, daß die Athenienſer einer ſo offenbaren Falſchheit Gehör gegeben, ob gleich jedermann wußte, was zwiſchen dem Sokrates und den Tyrannen vorgefallen. Einige Jahre vorher hatte Alcibiades, der groſſe Talente, aber einen ſehr wilden Charakter hatte, in Geſellſchaft andrer muthwilliger Jünglinge, die Bildſäule des Merkurs zerſchlagen, die Eleuſiniſchen Geheimniſſe öffentlich verſpottet, und wegen dieſes Uebermuths aus ſeiner Vaterſtadt entweichen müſſen. Anjetzo wurde dieſe Geſchichte wieder rege gemacht, und von den Feinden des Sokrates ausgeſtreut, er habe dem jungen Menſchen die Verachtung der Religion beygebracht. Nichts war den Lehren und der Aufführung des Sokrates mehr zuwider, als

ein

„theidigung die ich machen kann, antwortete er,
„iſt, daß ich in meinem Leben niemanden Un-
„recht gethan. Ich habe zu verſchiedenen Malen
„angefangen auf eine Schutzrede zu denken, bin
„aber allemal von Gott daran verhindert wor-
„den. Vielleicht iſt es ſein Wille, daß ich in
„dieſen Jahren, bevor das hinfällige und einer
„Krankheit ähnliche Alter kömmt, eines leichtern
„Todes ſterben, und weder meinen Freunden noch
„mir ſelbſt zur Laſt werden ſoll.“ In dieſen
Worten hat jemand vor einiger Zeit den Be-
weis finden wollen, daß Sokrates feigherzig
geweſen, und die Unbequemlichkeiten des Al-
ters, mehr als den Tod, gefürchtet habe. Es
gehöret nicht wenig Herzhaftigkeit dazu dem Le-
ſer ſo was einbilden zu wollen!

An dem zu dieſer Unterſuchung öffentlich an-
beraumten Tage, erſchienen Melitus, Anytus
und Lyko, der erſte für die Dichter, der zweyte

für

für das Volk, und der letzte für die Redner, bestiegen einer nach dem andern den Rednerstul, und hielten die giftigsten und verleumderischsten Reden wider den Sokrates. Er betrat nach ihnen den Platz, ohne zu zittern oder zu zagen, ohne, nach der damaligen Gewohnheit auf Gerichtsstuben, seine Richter durch einen jämmerlichen Anblick zum Mitleiden bewegen zu wollen; sondern mit dem gesetzten und zuversichtlichen Wesen, das seiner Weisheit anständig war. Er hielt eine zwar ungekünstelte und unvorbereitete, aber männliche und sehr nachdrückliche Rede, in welcher er alle Verleumdungen und boshaften Gerüchte, die man zu seinem Nachtheil ausgestreut, ohne Bitterkeit wiederlegte, seine Ankläger beschämte und in ihren eigenen Beschuldigungen Widersprüche und Ungereimtheiten zeigte. Seinen Richtern begegnete er zwar mit der erfoderlichen Ehrerbietigkeit, sprach aber in einem so festen und seines Vor-

zugs ſich bewußten Tone, daß ſeine Rede öfters durch unzufriedenes Murmeln unterbrochen ward. Er beſchloß mit folgenden Worten:

„Werdet nicht ungehalten, Athenienſer! daß „ich, wider die Gewohnheit der Verklagten, nicht „in Thränen zu euch rede, oder meine Kinder, „Verwandten und Freunde in einem kläglichen „Aufzuge erſcheinen laſſe, um euch zum Mitlei„den zu bewegen. Nicht aus Hochmuth oder „Trotz habe ich dieſes unterlaſſen; ſondern weil „ich es für unanſtändig halte, einen Richter an„zuflehen, und ihn anders, als durch die Rechtmäßigkeit der Sache, einnehmen zu wollen. „Der Richter hat ſich durch einen Eid verpflich„tet, nach Geſetz und Billigkeit zu urtheilen, „und ſein Mitleiden ſo wenig als ſeinen Zorn „den Ausſpruch thun zu laſſen. Wir Angeklag„ten handeln alſo wider Recht und Billigkeit, „wenn wir euch durch unſre Klagen eidbrüchig

„zu

„zu machen ſuchen, und wider die Achtung, die „wir euch ſchuldig ſind, wenn wir euch fähig „halten, es zu werden. Ich will auf keinerley „Weiſe meine Errettung ſolchen Mitteln zu ver„danken haben, die weder recht, noch billig, „noch gottesfürchtig ſind; vornehmlich da ich vom „**Melitus** ſo eben der Gottloſigkeit beſchuldiget „worden bin. Wenn ich durch mein Flehen euch „meyneidig zu machen ſuchete, ſo wäre dieſes der „überzeugendſte **Beweis, daß ich keine Götter „glaube**; mithin würde mich dieſe Vertheidigung „ſelbſt der Atheiſterey überführen. Aber nein! „ich bin mehr, als alle meine Ankläger, von dem „Daſeyn Gottes überzeugt, und ergebe mich da„her Gotte und euch, mich nach Wahrheit zu „richten, und über mich zu verhängen, was ihr ſo „wohl für euch, als für mich für das Beſte haltet.“

Die Richter waren höchſt unzufrieden über dieſes geſetzte und unerſchütterte Weſen, und mu-

terbrachen den Plato, der nach ihm hervortrat, und zu reden begann. „Ob ich schon der jüngste „bin, Athenienser! fieng Plato an, von denen, „welche diesen Ort hinaufgestiegen —“ Herun-tergestiegen riefen sie ihm zu, und ließen ihn seine Rede nicht fortsetzen. Sokrates wurde durch die Mehrheit von drey und dreyßig Stimmen für schuldig erkannt.

Es war die Gewohnheit zu Athen, daß die Verurtheilten sich selbst eine gewisse Strafe, Geldbuße, Gefängniß oder Verbannung auflegen mußten, um dadurch die Billigkeit des Urtheils zu bekräftigen, oder vielmehr ihre Verbrechen einzugestehen. Sokrates sollte wählen; aber er wollte auf keinerley Weise gegen sich selbst so ungerecht seyn, sich für schuldig zu erkennen.

„Wenn ich frey sagen soll, was ich verdiene „zu haben glaube, so wisset, Athenienser! ich „glaube, durch die Dienste, die ich der Republik

ge-

„geleiſtet, wohl werth zu ſeyn, daß man mich auf „öffentliche Koſten im **Prytaneum** unterhalte.“ Auf Zureden ſeiner Freunde verſtand er ſich gleichwohl zu einer kleinen Geldbuſſe, wollte aber nicht zugeben, daß ſie unter ſich eine gröſſere Summe zuſammen ſchieſſen ſollten.

Die Richter berathſchlageten ſich, welche Strafe ſie ihm zuerkennen ſollten, und die Bosheit ſeiner Feind[illegible]rachte es dahin, daß er zum Tode verurtheilt wurde: „Ihr ſeyd mit eurem Urtheil „ſehr wohl gewesen, Athenienſer! ſprach So„krates, und habt dadurch den Verleumdern dieſer Stadt Stoff gegeben, euch vorzuwerfen, daß „ihr den weiſen Sokrates ums Leben gebracht; „denn ſie werden mich weiſe nennen, wenn ich „es ſchon nicht bin, um euch deſtomehr tadeln zu „können. Ihr hättet nicht lange warten dürfen, ſo wäre ich, ohne euer Zuthun, geſtorben. Ihr ſehet, wie nahe ich ſchon dem Tode

„bin (*). Euch meyne ich hiermit, die ihr mir „den Tod zuerkannt habet! Glaubet ihr etwa, „Männer von Athen! daß es mir an Worten ge„fehlt, euch einzunehmen und zu überreden, wenn „ich der Meynung geweſen wäre, man müßte alles „thun und alles ſprechen, um ein günſtiges Ur„theil zu erhalten? Gewißlich nicht! Wenn ich „unterliege, ſo iſt es nicht aus Mangel an Wor„ten und Vorſtellungen, ſondern aus Mangel „an Unverſchämtheit und Niederträchtigkeit, „euch ſolche Dinge hören zu laſſen, die euch „angenehm zu vernehmen, aber einem rechtſchaf„fenen Manne unanſtändig ſind zu ſagen. Hey„len, ſchreyen und andere ſolche kriechende Ue„berredungsmittel, die ihr an andern gewohnt „ſeyd, ſind meiner höchſt unwürdig. Ich hatte „mir gleich Anfangs vorgenommen, lieber das „Leben zu verlieren, als es auf eine unedle Wei-

„ſe

(*) Er war damals 70 Jahr alt.

„ſe zu retten. Denn ich halte dafür, daß we„der ich noch ein andrer mehr berechtiget ſey, vor „Gerichte alles zu thun, um dem Tode zu entflie„hen, als im Kriege. Wie oft hat ein Mann „nicht in einem Gefechte Gelegenheit ſein Leben „zu erretten, wenn er die Waffen von ſich wer„fen und denjenigen, der ihm nachſetzt, um „Gnade bitten will. Und ſo giebt es im menſch„lichen Leben viele Vorfälle, wo der Tod gar „wohl vermieden werden kann, wenn man nur „unverſchämt genug iſt, alles zu thun und zu „ſagen, was dazu erfodert wird. Dem Tode zu „entfliehen, Männer von Athen! iſt ſo ſchwer „nicht, aber der Schande zu entkommen, iſt weit „ſchwerer: denn ſie iſt ſchneller, als der Tod. „Daher kömmt es auch, daß ich langſamer, al„ter Mann von dem langſamſten ergriffen wor„den; da hingegen meine Ankläger, die ganz „munter und lebhaft ſind, von der ſehr ſchnel-

„len Schande eingeholt worden ſind. Ich „gehe zum Tode, zu welchem ihr mich verurtheilt „habet, und ſie zur Schmach und Unehre, zu „welcher ſie von der Wahrheit und Gerechtig„keit verdammt werden. Ich bin mit dem Ur„theilsſpruche zufrieden, vermuthlich ſie auch: mit„hin gehen die Sachen, recht wie ſie ſollten, und „ich für mein Theil finde die Wege des Schick„ſals auch hierinn gerecht und verehrungswerth.“

Nachdem er hierauf den Richtern, die ihn verurtheilt, freymüthig, aber ohne Galle, einige Wahrheiten geſagt, wendete er ſich zu denjenigen, die für ſeine Losſprechung geſtimmet hatten, und unterhielt ſie mit einer Art von Betrachtung über Leben, Tod und Unſterblichkeit, die damals ziemlich der Faſſungskraft des gemeinen Volks angemeſſen geweſen ſeyn mag. Als er aber mit ſeinen Schülern und vertrauten Freunden allein war, ließ er ſich über eben dieſe Materie mit

mehr

mehrerer Gemeinlichkeit heraus: daher wir unſre Leſer, die in folgenden Geſprächen, mit den reifern Gedanken dieſes Weltweiſen unterhalten werden ſollen, mit jener exoteriſchen Philoſophie billig verſchonen.

Man führte ihn ins Gefängniß, das, wie Seneka ſagt, durch die Gegenwart dieſes Mannes ſeine Schmach verlor, indem das kein Kerker ſeyn kann, wo ein Sokrates iſt. Unterwegs begegneten ihm einige von ſeinen Schülern, die über dasjenige was ihm widerfahren, ganz untröſtlich waren. „Warum weinet ihr? fragte ſie „der Weiſe. Hat mich die Natur nicht gleich bey „meiner Geburt zum Tode verurtheilt? Wenn „mich der Tod einem wahren und erſprießlichen „Gute entriſſen, ſo hätte ich, und diejenigen die „mich lieben, Urſache, mein Schickſal zu bedauren. Da ich aber hienieden nichts, als Jammer „und Elend zurücklaſſe: ſo ſollten mir meine

„Freun-

„Freunde zu meiner Reiſe vielmehr Glück wün„ſchen.“

Apollodorus, der als ein ſehr gutherziger Menſch, aber etwas ſchwacher Kopf beſchrieben wird, konnte ſich gar nicht zufrieden geben, daß ſein Lehrer und Freund ſo **unſchuldig** ſterben müßte. **Guter Apollodorus!** ſprach Sokrates lächelnd, indem er ihm die Hand auf den Kopf legte, **würdeſt du es lieber ſehen, wenn ich ſchuldig ſterben müßte?** —

Was übrigens im Gefängniſſe und in den letzten Stunden des ſterbenden Sokrates vorgegangen, wird der Leſer in folgenden Geſprächen erfahren. Nur iſt noch eine Unterredung mit dem Krito nicht aus der Acht zu laſſen, aus welcher Plato ein beſonderes Geſpräch gemacht hat. Einige Tage vor der Hinrichtung des Sokrates, kam Krito vor Anbruch des Tages zu ihm ins Gefängniß, fand ihn in ſüßem Schlafe, und ſetz-

te

se ſich leiſe neben ſein Bett, um ihn nicht zu ſtören. Als Sokrates erwachte, fragte er ihn, „warum ſo früh heute, Freund Krito?“ Dieſer meldete ihm, er hätte Nachricht, daß den nächſten Tag das Todesurtheil vollzogen werden ſollte. „Wenn es der Wille Gottes iſt, antwortete Sokrates, mit ſeiner gewöhnlichen Gelaſſenheit, „ſo ſey es! Indeſſen glaube ich nicht, daß es „morgen vor ſich gehen werde. Ich hatte, ſo eben „als du zu mir kamſt, einen angenehmen Traum. „Mir erſchien ein Frauenzimmer von ungemeiner „ner Schönheit, in einem langen weißen Gewande, „rief mich beym Namen und ſprach: **In drey „Tagen wirſt du in dein fruchtbares „Phthia anlangen.**“ Eine feine Anſpielung! wodurch er zu verſtehen gab, daß er ſich nach jenem Leben, wie beym Homer der erzürnte Achilles ſich aus dem Lager weg, und nach **Phthia**, ſeinem Vaterlande, ſehnete. Krito aber, der ganz an-

dre

der Absichten hatte, entdeckte seinem Freunde, daß er die Wache bestochen, und alles Nöthige vorgekehrt hätte, ihn bey nächtlicher Weile aus dem Gefängnisse zu entführen; und daß es nunmehr nur auf ihn ankäme, ob er einem schimpflichen Tode entkommen wollte. Er suchte ihn auch durch die nachdrücklichsten Vorstellungen zu überführen, daß dieses seine Pflicht und Schuldigkeit sey. Da er seine Liebe für sein Vaterland kannte: so stellte er ihm vor, wie er verbunden wäre zu verhüten, daß die Athenienser nicht unschuldiges Blut vergössen; er führte überdem an, daß ers um seiner Freunde willen thun müßte, die, ausser dem Schmerz über seinen Verlust, auch der schmählichen Nachrede würden ausgesetzt bleiben, daß sie seine Befreyung vernachläßiget. Endlich unterließ er auch nicht, ihm ein bewegliches Bild von dem Unglück seiner hülflosen Kinder vorzuhalten, die alsdann seines väterlichen Unterrichts

Beyſpiels und Schutzes beraubt ſeyn würden. Hierauf antwortete Sokrates. „Mein lieber „Kritó! deine freundſchaftliche Vorſorge iſt lób„lich, und daher mit Dank anzunehmen, wenn „ſie ſich mit der geſunden Vernunft verträgt. „Iſt ſie aber derſelben zuwider, ſo haben wir „uns um ſo viel mehr dafür zu hüten. Wir „ſollten daher erſt in Ueberlegung nehmen, ob „dein Vorſchlag gerecht und mit der Vernunft „übereinſtimmig ſey, oder nicht. Ich habe mich „allezeit gewöhnt, mich zu nichts bereden zu „laſſen, als was ich, nach reiflicher Ueberle„gung, für das Beſte gehalten, und ich ſehe kei„nen Grund, warum ich von meinen bisheri„gen Lebensregeln anjetzo abweiche, ob ich gleich „in der Verfaſſung bin, in welcher du mich ſieheſt: „ſie erſcheinen mir noch immer in eben dem Lich„te, und daher kann ich nicht anders, als ſie „immer noch werth ſchätzen und verehren.“ Nachdem er ſeine falſchen Bewegungsgründe wider-

legt

legt, und ihm gezeigt, was ein vernünftiger Mann den Geſetzen und dem Vaterlande ſchuldig ſey, fährt er fort: „Wenn ich jetzt im Begriffe „wäre, davon zu laufen, und die Republik ſamt „ihren Geſetzen erſchienen, um mich zu fragen: „Sprich, **Sokrates!** was biſt du Willens zu „thun? Bedenkſt du nicht, daß dieſes uns, den „Geſetzen und dem geſamten Staate, ſo viel „an dir liegt, den Untergang bereiten heißt! O„der glaubeſt du, daß ein Staat Beſtand habe, „und nicht nothwendig zerrüttet werden müſſe, in „welchem die Gerichtsurtheile keine Kraft haben, „und von jeder Privatperſon vereitelt werden „können? Was kann ich hierauf antworten, „mein Werther? — Etwa, daß mir Unrecht „geſchehen, und ich das Urtheil nicht verdiene, „das wider mich geſprochen worden? Soll ich „dieſes antworten? — **Krit.** Beym Jupiter! ja, „o **Sokrates!** — **Sokr.** Wenn aber die Ge„ſetze erwiederten: Wie, **Sokrates**, haſt du

„dich

„dich gegen uns nicht anheiſchig gemacht, alle
„Rechtsſprüche der Republik zu genehmigen? —
„Ich würde über dieſen Antrag ſtutzen; allein
„ſie würden fortfahren: Laß dich dieſes nicht be-
„fremden, **Sokrates**! ſondern antworte nur;
„du biſt ja ſonſt ein Freund von Fragen und Ant-
„worten: ſag an, was mißfällt dir an uns und
„an der Republik, daß du uns zu Grunde rich-
„ten willſt? Mißfallen dir etwa die Geſetze der
„Ehe, durch welche dein Vater deine Mutter
„geheyrathet, und dich zur Welt gebracht; miß-
„fallen dir dieſe? — Keinesweges! würde ich
„antworten. So mißbilligeſt du etwa unſre
„Weiſe die Kinder zu erziehen und zu unterrich-
„ten? Iſt die Einrichtung nicht löblich, die wir zu
„dieſem Behufe gemacht, und die deinen Vater ver-
„anlaßt hat, dich in der Muſik und Gymnaſtik unter-
„richten zu laſſen? — Sehr löblich! müßte ich ant-
„worten. — Du geſteheſt alſo, daß du uns deine Ge-
„burt, deine Auferziehung und deine Unterweiſung

„zu verdanken haſt, und folglich können wir dich ſo
„wohl, als jeden von deinen Vorfahren, als unſern
„Sohn und Untergebenen betrachten. Iſt dem
„aber alſo, ſo fragen wir: kömmt dir mit uns
„ein gleiches Recht zu? und biſt du befugt, uns
„alles, was wir dir thun, mit gleicher Münze
„zu bezahlen? Du wirſt dir kein gleiches Recht
„mit deinem Vater anmaßen, kein gleiches Recht
„mit deinem Gebieter, wenn du einen haſt: ſie
„alles, was du von ihnen leideſt, wieder empfin-
„den zu laſſen, dich mit Worten oder Thaten
„wider ſie zu vergehen, wenn ſie dir etwa zu na-
„he treten; und mit dem Vaterlande, und mit
„den Geſetzen willſt du gleiches Recht haben?
„Gegen uns willſt du dich für befugt halten, ſo
„bald wir etwas wider dich beſchloſſen, dich
„wider uns aufzulehnen? den Geſetzen, dem
„Vaterlande, ſo viel bey dir ſteht, den Untergang
„anzurichten? und du glaubſt rechtſchaffen zu ſeyn
„dein? du, der du dich im Ernſte der Tugend be-
„fleiſ-

„fleißigen willſt? Steht es ſo um deine Weis-
„heit, daß du nicht einmal einſiehest, daß Va-
„ter und Mutter und Vorfahren lange nicht
„ſo ehrwürdig, nicht ſo hoch zu ſchätzen, nicht ſo
„heilig ſind, bey den Göttern ſowohl, als bey allen
„Menſchen, die bey Verſtande ſind, in keinem
„ſolchen Anſehen ſtehen, als das Vaterland?' Sie
fahren in dieſem Tone fort, und ſetzen endlich hin-
zu: „Bedenke, **Sokrates**! ob du nicht unbillig
„gegen uns verfährſt? Wir haben dich gezeugt,
„erzogen und unterrichtet: wir haben dich, und
„jeden athenienſiſchen Bürger, ſo viel bey uns
„geſtanden, aller Wolthaten theilhaftig gemacht,
„die das geſellſchaftliche Leben gewähren kann;
„und gleichwohl haben wir dir, und jedwedem,
„der ſich zu Athen niedergelaſſen, die Erlaubniß
„gegeben, wenn ihm unſre Staatsverfaſſung,
„nach einer hinlänglichen Prüfung, nicht anſteht,
„mit den Seinigen davon zu gehen, und ſich,
„wohin er will, zu begeben. Die Thore von A-

„then ſtehen einem jeden offen, dem es in der „Stadt nicht gefällt, und er kann das Seinige „ungehindert mitnehmen. Wer aber geſehen, wie „es bey uns zugehet, und wie wir Recht und Ge„rechtigkeit handhaben, und dennoch bey uns ge„blieben, der iſt ſtillſchweigend einen Vertrag ein„gegangen, ſich alles gefallen zu laſſen, was „wir ihm befehlen; und wenn er ungehorſam iſt, „ſo begehet er eine dreyfache Ungerechtigkeit. Er „iſt ungehorſam gegen ſeine Eltern, ungehorſam „gegen ſeine Zucht und Lehrmeiſterer, und er über„tritt den Vertrag, den er mit uns eingegangen iſt. „Liebſter Freund Krito! dieſe Reden glaube ich zu „hören, wie die Korybanten ſich einbilden, den „Ton der Flöten zu hören, und die Stimme „klinget ſo ſtark in meinen Ohren, daß ich nichts „anders darüber vernehmen kann.“ Krito gieng weg, überzeugt, aber unwillig, daß die Vernunft ſeinen Vorſchlag gemißbilliget hatte.

Phädon,

oder

über die

Unſterblichkeit der Seele.

Erſtes Geſpräch.

Phädon, oder über die Unſterblichkeit der Seele.

Echekrates, Phädon, Apollodorus, Sokrates, Cebes, Krito, Simmias.

Echekrates.

Warſt du ſelbſt, mein Phädon! denſelben Tag beym Sokrates, als er im Kerker den Gift zu ſich nahm, oder hat es dir jemand erzählet?

Phädon.

Ich ſelbſt, Echekrates! war da.

Echekrates.

Was ſprach der Mann vor ſeinem Tode? wie ſtarb er? Wenn mir doch jemand alles umſtändlich erzählen wollte! die Phliaſiſchen Bürger kommen itzt ſelten nach Athen, und auch von daher iſt ſchon lange kein Gaſt zu uns gekommen, der uns dergleichen Nachrichten hätte überbringen können. So viel haben wir vernommen:

Sokrates hat Gift getrunken und iſt geſtorben; nicht den geringſten Umſtand mehr.

Phädon.

Nichts von ſeiner Verurtheilung?

Echekrates.

O ja! Das hat uns jemand erzählet. Wir verwunderten uns noch, daß man ihn, nachdem er bereits verurtheilet geweſen, noch ſo lange hat leben laſſen. Wie kam dieſes, Phädon?

Phädon.

Ganz von ungefähr, **Echekrates.** Es traf ſich eben, daß das Schiff, welches die Athenienſer jährlich nach **Delos** zu ſchicken pflegen, den Tag vor ſeiner Verurtheilung bekränzt wurde.

Echekrates.

Und dieſes Schiff —

Phädon.

ſoll, wie die Athenienſer ſagen, daſſelbe Fahrzeug ſeyn, in welchem einſt **Theſeus** die ſieben

Paar

Paar Kinder unbeſchädigt nach Kreta hin und wieder zurück gebracht hatte. Die Stadt ſoll, wie man hinzuſetzt, dem Apollo damals das Gelübde gethan haben, ihm jährlich in dieſem Schiffe ſtattliche Geſchenke nach **Delos** zu ſchikken, wenn dieſe anders ohne Schaden zurück kommen würden; und ſeit der Zeit hat man dem Gotte noch immer Wort gehalten.

Wenn das heilige Schiff abgehen ſoll, ſo behänget der Prieſter des Apollo das Hintertheil deſſelben mit Kränzen, und ſofort nimmt die Feyer der **Theorie** ihren Anfang. Dieſes Feſt dauert ſo lange, bis das Schiff zu Delos angelangt, und von da wieder zurück gekommen iſt, binnen welcher Zeit die Stadt gereiniget wird, und nach dem Geſetze niemand öffentlich hingerichtet werden darf. Wenn das Schiff von widrigen Winden aufgehalten wird, ſo können die Verurtheilten hiedurch lange Friſt gewinnen.

Der Zufall fügte es, wie ich ſchon vorhin geſagt, daß die Bekränzung des Schiffes einen Tag vorher geſchahe, ehe Sokrates verurtheilet worden; und darum verſtrich eine ſo geraume Zeit zwiſchen ſeiner Verurtheilung und ſeinem Tode.

Echekrates.

Aber den letzten Tag, **Phädon!** wie gieng es da? Was hat er geſprochen? Was hat er gethan? Welche Freunde waren in der Todesſtunde bey ihm? Oder wollten die Archonten niemanden zu ihm laſſen? und verſchied er, ohne einen Freund um ſich zu haben?

Phädon.

Keinesweges! es waren ihrer viele zugegen.

Echekrates.

Halten dich keine Geſchäffte ab, Phädon, ſo erzähle mir, was ſich daben zugetragen. Ich bin ſehr begierig, alle Umſtände von dieſer wichtigen Begebenheit zu erfahren.

Phä-

Phädon.

Und ich eben ſo willig, ſie dir zu berichten. Ich habe niemals Geſchäfte, ſo oft ich mich vom Sokrates unterhalten kann. Was iſt angenehmer, als ſich dieſes Mannes zu erinnern, von ihm zu reden oder reden zu hören?

Echekrates.

Deine Zuhörer, **Phädon**, ſind der nehmlichen Geſinnung. Erzähle alſo alles, ſo genau und ſo umſtändlich, als es dir möglich iſt.

Phädon.

Ich war zugegen, Freund! aber mir war wunderbar zu Muthe. Ich fühlte kein Mitleiden, kein ſolches Beklemmen, als wir zu empfinden pflegen, wenn ein Freund in unſern Armen erblaſſet. Der Mann ſchien mir glückſelig, beneidenswerth, Echekrates! ſo ſanft, ſo ruhig war ſein Betragen in der Todesſtunde, ſo gelaſſen waren ſeine letzten Worte. Sein Thun

dünkte

dünkte mich, nicht wie eines Menſchen, der vor ſeiner Zeit zu den Schatten des Orkus hinunter wandelt; ſondern wie eines Unſterblichen, der verſichert iſt, da wo er hinkömmt, ſo glückſelig zu ſeyn, als je einer geweſen. Wie konnte ich alſo die bangen Empfindungen haben, mit welchen der Anblick eines gemeinen Sterbenden unſer Gemüth zu verwunden pflegt? Gleichwohl hatten die philoſophiſchen Unterredungen unſers Lehrers damals die reine Wolluſt nicht, die wir an ihnen gewohnt waren. Wir empfanden eine ſeltſame, nie gefühlte Miſchung von Luſt und Bitterkeit; denn das Vergnügen ward beſtändig von der nagenden Empfindung unterbrochen: „Bald wer„den wir ihn auf ewig verlieren.“

Wir Anweſenden befanden uns alle in dieſem ſonderbaren Gemüthszuſtande, und die entgegengeſetzten Wirkungen deſſelben zeigten ſich gar bald eben ſo ſonderbar auf unſern Geſichtern.

Man

Man ſah uns jetzt lachen, jetzt Thränen vergießen, und öfters zeigte ſich ein Lächeln um die Lippen, und heiße Zähren in den Augen. Jedoch übertraf **Apollodorus** hierinnen uns alle. Du kenneſt ihn, und ſein empfindliches Weſen.

Echekrates.

Wie ſollte ich ihn nicht kennen?

Phäton.

Dieſer machte die ſeltſamſten Bewegungen. Er empfand alles weit feuriger, war entzückt, wenn wir lächelten, und wo uns die Augen wie betbauet waren, da ſchwamm er in Zähren. Wir wurden durch ihn faſt mehr gerührt, als durch den Anblick unſers ſterbenden Freundes.

Echekrates.

Wer waren denn die Anweſenden alle?

Phäton.

Von den hieſigen Stadtleuten: **Apollodorus, Kritobulus** und ſein Vater **Krito,**

Her-

Hermogenes, Epigenes, Aeſchines, Antiſthenes, Kteſippus, Menexenus und noch einige andere. Plato, glaube ich, war krank.

Echekrates.

Waren auch Fremde da?

Phäton.

Ja! Aus Theben; Simmias, Cebes und Phädondes, und aus Megara; Euklides und Terpſion.

Echekrates.

Wie? waren denn Ariſtippus und Kleombrotus nicht da?

Phädon.

O nein! Dieſe ſollen ſich damals zu Aegine aufgehalten haben.

Echekrates.

Sonſt war alſo niemand dabey?

Phä-

Phädon.

Ich weiß mich auf keinen mehr zu beſinnen.

Echekrates.

Nun, mein Lieber! was für Unterredungen ſind dabey vorgefallen?

Phädon.

Ich werde dir alles vom Anfange bis zum Ende erzählen.

Wir waren gewohnt, ſo lange Sokrates im Gefängniſſe ſaß, ihn täglich zu beſuchen. Wir pflegten zu dieſem Ende in der Gerichtsſtube zuſammen zu kommen, in welcher das Urtheil über ihn geſprochen worden, (denn dieſe iſt ſehr nahe am Gefängniſſe) und allda uns ſo lange mit Geſprächen zu unterhalten, bis die Kerkerthüre aufgethan ward, welches denn nicht ſehr früh zu geſchehen pflegt. So bald dieſe aufging, begaben wir uns zum Sokrates, und brach-

brachten mehrentheils den ganzen Tag bey ihm zu. Den letzten Morgen fanden wir uns früher als gewöhnlich ein, denn wir erfuhren Abends vorher, als wir nach Hauſe giengen, daß das Schiff von Delos angekommen ſey, und beſchloſſen, daß letzte mal uns ſo früh als möglich einzuſtellen.

Als wir zuſammen waren, kam uns der Schließer, der die Kerkerthüre zu öffnen pflegte, entgegen, bat uns, zu verziehen, und nicht hinein zu gehen, bis er rufen würde. Denn die eilf Männer, ſprach er, nehmen itzt dem Sokrates die Feſſel ab, und melden ihm, daß er heute ſterben müſſe. Nicht lange hernach kam er, uns zu rufen. Als wir hinein giengen, fanden wir den ſo eben losgebundenen Sokrates auf dem Bette liegen. Xantippe, du kennest ſie, ſaß neben ihm in ſtiller Betrübniß, und hielt ihr Kind auf dem Schooße. Als ſie uns erblickte,

fieng

fieng ſie an, nach Weiberart, überlaut zu jammern. **Ach! Sokrates! du ſiehſt heute deine Freunde, und ihr ſehet heute den Sokrates zum letzten male!** und ein Strom von Thränen folgte auf dieſe Worte. Sokrates wandte ſich zum **Kriko**, und ſprach: Freund, laß ſie nach Hauſe bringen. —

Kritons Bedienten führten ſie hinweg: ſie gieng und heulete, und zerſchlug ſich jämmerlich die Bruſt. Wir ſtanden wie betäubt. Endlich richtete ſich Sokrates im Bette auf, krümmte das Bein, das vorhin gefeſſelt war, und indem er die Wunden mit der Hand rieb, ſprach er: O meine Freunde! welch ein ſeltſames Ding ſcheinet das zu ſeyn, was man Vergnügen nennet! wie wunderbar! Dem erſten Anblicke nach iſt es den Schmerzen entgegen geſetzt, in dem kein Menſch zu gleicher Zeit aus einer Sache Schmerz und Vergnügen ſchöpfen kann; und

dennoch kann niemand eine von dieſen Empfindungen haben, ohne unmittelbar darauf die entgegengeſetzte zu fühlen, als wenn ſie an beiden Enden an einander befeſtiget wären. Hätte Aeſopus dieſes bemerkt, fuhr er fort, ſo hätte er vielleicht folgende Fabel erdichtet." Die Götter „wollten die ſtreitenden Empfindungen mit einander „vereinigen: als aber dieſes ſich nicht thun „ließ, knüpften ſie zwiſchen ihnen ein feſtes „Band; und ſeit der Zeit folgen ſie ſich einander „beſtändig auf dem Fuße nach." So ergehet es mir auch itzt. Die Feſſel hatten mir Schmerzen verurſacht, und itzt, da ſie hinweg ſind, folgt die angenehme Empfindung nach.

Beym Jupiter! ergriff Cebes das Wort, gut, daß du mich erinnerſt, Sokrates! Du ſollſt, wie man ſagt, hier im Gefängniſſe einige Gedichte verfertiget, nehmlich Aeſopiſche Fabeln poetiſch ausgeführet, und eine Hymne an

den Apollo aufgeſetzet haben. Nun fragen mich viele, und vornehmlich der Dichter Evenus, was dich hier auf die Gedanken gebracht, Gedichte zu verfertigen, da du doch ſolches vorher niemals gethan? Soll ich dem Evenus Beſcheid geben, wenn er mich wieder fragt: (und fragen wird er gewiß,) ſo ſage mir, was ich ihm antworten ſoll?

Sage ihm, o Cebes, erwiederte Sokrates, nichts als die Wahrheit: daß ich dieſe Gedichte keinesweges in der Abſicht verfertiget, ihm in der Dichtkunſt den Rang abzulaufen; denn ich weiß, wie ſchwer dieſes iſt; ſondern bloß um eines Traumes willen, dem ich mir vorgenommen in allen möglichen Bedeutungen nachzuleben, und daher auch in dieſer Art von Muſik, in der Dichtkunſt, meine Kräfte zu verſuchen. Die Sache verhält ſich aber folgender Geſtalt. Ich hatte in vergangenen Zei-

Wie? verſetzte jener, iſt denn Evenus kein Weltweiſer? Mich dünkt, ja, ſprach Simmias.— Nun ſo wird er mir gewiß gerne folgen, erwiederte Sokrates, er, und jedermann, der dieſen Namen verdienet. Er wird zwar nicht ſelbſt Hand an ſich legen; denn dieſes iſt unerlaubt, wie einem jeden bekannt iſt. — Indem er dieſes ſagte, ließ er beide Füße vom Bette auf die Erde herab, um in dieſer Stellung die Unterredung fortzuſetzen. Cebes fragte: Wie iſt dieſes zu verſtehn, Sokrates? Es iſt nicht erlaubt, ſagſt du, ſich ſelbſt zu entleiben, und dennoch ſoll jeder Weltweiſe einem Sterbenden gerne nachfolgen? Wie? Cebes, ſprach Sokrates: Du und Simmias, ihr habet beide den Weltweiſen Philolaus gehört, hat er euch denn niemals hiervon etwas geſagt? Nichts Ausführliches, mein Sokrates. Nun gut! Ich habe verſchiedenes von der Sache gehöret, und will euch ſolches gerne mittheilen.

Mich

Mich dünkt, wer reiſen will, habe Urſach, ſich nach der Beſchaffenheit des Landes, dahin er zu kommen gedenkt, wohl zu erkundigen, um ſich einen richtigen Begriff davon zu machen. Dieſe Unterredung iſt alſo meinen jetzigen Umſtänden angemeſſen, und was könnte man auch den heutigen Tag bis Sonnen Untergang Wichtigeres vornehmen? Wodurch beweiſet man, fragte **Cebes**, daß der Selbſtmord unerlaubt ſey? — **Philolaus und andere Lehrer haben mir zwar vielfältig eingeſchärft**, daß er verboten ſey, aber mehr hat mir niemand davon beygebracht. — Wohlan! So mache dich gefaßt, itzt ein mehreres davon zu erfahren. Was meyneſt du, Cebes! ich behaupte, daß der Selbſtmord ſchlechterdings in allen möglichen Fällen unerlaubt ſey. Wir wiſſen, es giebt Leute, für welche es beſſer wäre, geſtorben zu ſeyn, als zu leben. Nun dürfte es dich befremden, daß die Heiligkeit der Sitten auch

von dieſen Unglücklichen fodern ſollte, ſich nicht ſelbſt wohl zu thun, ſondern eine andere wohlthätige Hand abzuwarten. — Das mag eine Stimme vom Jupiter erklären! antwortete Cebes lächelnd.

Und gleichwohl iſt es ſo ſchwer nicht, dieſe anſcheinende Ungereimtheit durch Gründe zu tilgen. Was man in den Geheimniſſen zu ſagen pflegt, **daß wir Menſchen hienieden wie die Schildwachen ausgeſtellt wären, und alſo unſere Poſten nicht verlaſſen dürften, bis wir abgelöſet würden,** ſcheinet mir etwas zu hoch und unbegreiflich. Allein ich habe einige Vernunftgründe, die nicht ſchwer zu faſſen ſind. Ich glaube als ausgemacht vorausſetzen zu können, die Götter (laßt mich jetzt ſagen **Gott**, denn wen habe ich zu ſcheuen?) **Gott iſt unſer Eigenthumsherr, wir ſein Eigenthum, und ſeine Vorſehung beſorgt**

unſer Beſtes. Sind dieſe Sätze nicht deutlich?

Sehr deutlich, ſprach Cebes.

Ein Leibeigener, der unter der Vorſorge eines gütigen Herrn ſtehet handelt ſträflich, wenn er ſich den Abſichten deſſelben widerſetzt. Nicht?

Allerdings!

Vielleicht wenn ein Funken von Rechtſchaffenheit in ſeinem Buſen glimmet, muß es ihm eine wahre Freude ſeyn, die Wünſche ſeines Gebieters durch ſich erfüllet zu ſehen, und um ſo viel mehr, wenn er von der Geſinnung ſeines Herrn überzeugt iſt, daß ſein eigenes Beſtes an dieſen Wünſchen Theil nimmt. Unvergleichlich! mein Sokrates. Aber wie? Cebes, als Gott den künſtlichen Bau des menſchlichen Leibes gewirkt, und ein vernünftiges Weſen hinein geſetzt, hatte er da böſe oder gute Abſichten?

Ohne Zweifel gute.

Er. Denn er müßte sein Wesen, die selbständige Güte, verleugnen, wenn er mit seinem Thun und Lassen böse Absichten verknüpfen könnte; und was ist ein Gott, der sein Wesen verleugnen kann?

Ein Unding, Sokrates, ein fabelhafter Gott, den das leichtgläubige Volk wandelbare Gestalten andichtet. Ich erinnere mich der Gründe gar wohl mit welchen du bey einer andern Gelegenheit diesen lästerlichen Irrthum bestrittest.

Derselbe Gott, Eros, der den Leib gebauet, hat ihn auch mit Kräften ausgerüstet, die ihn stärken, erhalten, und vor dem allzufrühen Untergang bewahren. Wollen wir auch diesen Erhaltungskräften höchst gütige Absichten zum Ziele setzen?

Wie könnten wir anders?

Als treugesinnte Leibeigenen also, muß es uns eine heilige Pflicht seyn, die Absichten unsers Lenkenthumsherrn zu ihrer Reife gedeihen zu lassen,

sie

ſie nicht gewaltſamer Weiſe in ihrem Laufe zu hemmen; ſondern vielmehr alle unſere freywilligen Handlungen mit denſelben auf das vollkommenſte übereinſtimmen zu laſſen.

Darum habe ich geſagt, mein lieber Cebes, daß die Weltweisheit die vortrefflichſte Muſik ſey, denn ſie lehret uns, unſere Gedanken und Handlungen ſo einzurichten, daß ſie, ſo viel uns möglich iſt, mit den Abſichten des allerhöchſten Eigenthumsherrn vollkommen übereinſtimmen. Iſt nun die Muſik eine Wiſſenſchaft, das Schwache mit dem Starken, das Rauhe mit dem Sanften, und das Unangenehme mit dem Angenehmen in eine Harmonie zu bringen: ſo kann gewiß keine Muſik herrlicher und vortrefflicher ſeyn, als die Weltweisheit, die uns lehret, nicht nur unſere Gedanken und Handlungen unter ſich, ſondern auch die Handlungen des Endlichen mit den Abſichten des Unendlichen, und die Gedanken des

Erd-

Erdbewohners mit den Gedanken des Allwiſſenden in eine große und wundervolle Harmonie zu ſtimmen. — O Cebes! und der verwegene Sterbliche, ſollte ſich erdreiſten dieſe entzückende Harmonie zu zerſtören?

Er würde den Abſcheu der Götter und Menſchen verdienen, mein lieber Sokrates!

Sage mir aber auch dieſes, mein Trauter! Sind die Kräfte der Natur nicht Diener der Gottheit, die ihre Befehle vollſtrecken?

Allerdings!

Sie ſind alſo auch Wahrſager, die uns den Willen und die Abſichten der Gottheit weit richtiger verkündigen, als die Eingeweide der Schlachtopfer; denn das iſt unſtreitig ein Rathſchluß des Allerhöchſten, wohin die von ihm erſchaffene Kräfte abzielen. Nicht?

Wer kann dieſes leugnen?

So

So lange uns alſo dieſe Wahrſager andeuten, daß die Erhaltung unſers Lebens zu den Abſichten Gottes gehöre, ſind wir verpflichtet, unſere freyen Handlungen denſelben gemäß einzurichten, und haben weder Fug noch Recht den Erhaltungskräften unſerer Natur Gewalt anzuthun, und die Diener der oberſten Weisheit in ihrer Verrichtung zu ſtören. Dieſe Schuldigkeit liegt uns ſo lange ob, bis Gott uns durch eben dieſelben Wahrſager, den ausdrücklichen Befehl zuſchickt, dieſes Leben zu verlaſſen, ſo wie er ihn heute mir zugeſchickt hat. Ich bin völlig überzeugt, ſprach **Cebes.** Allein nunmehr begreife ich um ſoviel weniger, mein lieber **Sokrates**, wie du vorhin haſt ſagen können, ein jeder Weltweiſer müſſe einem Sterbenden gerne folgen wollen. Iſt dieſes wahr, was du itzt behaupteſt, daß wir ein Eigenthum Gottes ſind, und daß derſelbe unſer Beſtes beſorge: ſo ſcheinet jener Satz ungereimt.

Wie?

Wie? ſoll ein vernünftiger Mann ſich nicht betrüben, wenn er die Dienſte eines Oberherrn verlaſſen muß, der ſein beſter und gütigſter Verſorger iſt? Und wenn er auch hoffen könnte, durch den Tod frey, und ſein eigener Herr zu werden: was kann der unverſtändige Mündel ſich ſchmeicheln, unter ſeiner eigenen Anführung beſſer zu ſtehen, als unter der Anführung des allerweiſeſten Vormunders? Ich ſollte meynen, es ſey vielmehr ein groſſer Unverſtand, wenn man ſich durchaus in Freyheit ſetzen, und auch den beſten Oberherrn nicht über ſich leiden will. Wer Vernunft beſitzet, wird ſich allezeit mit Vergnügen der Aufſicht eines andern unterwerfen, dem er beſſere Einſichten zutrauet, als ſich ſelbſt. Ich würde alſo gerade das Gegentheil von deiner Meynung herausbringen. Der Weiſe, würde ich ſagen, muſſe ſich betrüben, der Thor aber freuen, wenn er ſterben ſoll.

Sokrates hörete ihm aufmerkſam zu, und ſchien ſich an ſeiner Scharfſinnigkeit zu ergetzen. Sodann kehrete er ſich zu uns, und ſprach: Cebes kann ſchon einem zu ſchaffen machen, der wider ihn etwas behaupten will. Er hat beſtändig Ausflüchte.

Allein dieſesmal, ſprach Simmias, ſcheinet Cebes nicht Unrecht zu haben, mein lieber Sokrates!

In der That, wodurch kann ein Weiſer bewogen werden, ſich ohne Mißvergnügen der gütigen Vorſorge des allerweiſeſten Aufſehers zu entziehen? — Und wo nur recht iſt, Sokrates, ſo zielet Cebes mit ſeinen Einwürfen eigentlich wider deine itzige Aufführung, der du ſo gelaſſen, ſo willig, nicht nur uns alle verläſſeſt, denen dein Tod ſo ſchmerzlich fällt, ſondern dich auch der Aufſicht und Vorſorge eines ſolchen Beherrſchers

entäußerſt, den du uns als das weiſeſte und gütigſte Weſen zu verehren gelehret haſt.

So? ſprach **Sokrates**, man hat mich angeklaget, wie ich höre? Ich werde mich alſo wohl förmlich vertheidigen müſſen?

Allerdings, ſprach **Simmias**!

Gut! verſetzte **Sokrates**: Ich will mich bemühen, meine jetzige Schutzrede beſſer einzurichten, als die, welche ich vor meinen Richtern gehalten habe.

Höre, **Simmias** und du, **Cebes**! Hätte ich nicht Hoffnung, da, wo ich hinkomme, erſtlich immer noch unter demſelben gütigſten Verſorger zu ſtehen, und zweytens, die Seelen der Verſtorbenen anzutreffen, deren Umgang alle Freundſchaft hienieden vorzuziehen iſt: ſo wäre es freylich eine Thorheit den Tod ſo wenig zu achten, und ihm willig in die Arme zu rennen.

So aber habe ich die allertröſtlichſten Hoffnungen, daß mir beides nicht entſtehen wird. Das letztere zwar getraue ich mir nicht mit aller Gewißheit zu behaupten; aber das die Vorſehung Gottes auch da noch über mich walten werde, dieſes, Freunde! behaupte ich ſo zuverſichtlich, ſo gewiß, als ich in meinem Leben etwas behauptet habe. Darum betrübt es mich auch nicht, daß ich verſcheiden ſoll; denn ich weiß, daß mit dem Tode noch nicht alles für uns aus iſt. Es folgt ein anderes Leben, und zwar ein ſolches, daß, wie die alte Sage verſichert, für Tugendhafte weit glückſeliger ſeyn wird, als für Laſterhafte.

Wie da? ſprach Simmias, mein lieber Sokrates! Willſt du dieſe heilſame Verſicherung im Innerſten deiner Seele verſchloſſen mitnehmen? oder auch uns eine Lehre gönnen, die ſo viel tröſtliches hat? Es iſt billig, ſeinen Freunden

ein ſo herrliches Gut mitzutheilen, und wenn du uns von deiner Meynung überzeugeſt, ſo iſt auch deine Schutzrede fertig. Ich will es verſuchen, verſetzte er. Doch laß uns erſt den Kriton hören, der ſchon lange etwas ſagen zu wollen ſcheinet. Ich? nichts, mein Lieber, erwiederte Kriton. —

Der Mann hier, der dir den Gift bringen ſoll, läßt mir keine Ruhe: ich ſoll dich bitten, nicht ſo viel zu reden. Man erhitzt ſich ſo ſehr, ſpricht er, und dann wirkt der Trank ſo gut nicht. Er hätte ſchon öfters einen zweyten oder dritten Gifttrunk bereiten müſſen, für Leute, die ſich das Reden nicht hätten verwehren laſſen.

Laß ihn, im Namen der Götter! ſprach Sokrates, hingehen und ſein Amt verſehen. Er halte den zweyten Gifttrunk bereit, oder den dritten, wenn er meynet. —

Dieſe Antwort hatte ich mir vermuthet, ſprach Kriton; allein der Menſch will nicht ablaſſen. —

O laß ihn! verſetzte Sokrates. Ich habe hier meinen Richtern Rechenſchaft zu geben, warum ein Menſch, der in der Liebe zur Weisheit grau geworden, in den letzten Stunden fröhliches Muths ſeyn müſſe, indem er ſich nach dem Tode die größte Seligkeit zu verſprechen hat. Mit welchem Grunde, **Simmias und Cebes**! ich dieſes behaupte, will ich zu erklären ſuchen. —

Das wiſſen vielleicht die wenigſten, meine Freunde! daß, wer ſich der Liebe zur Weisheit wahrhaftig ergeben, ſeine ganze Lebenszeit dazu anwendet, mit dem Tode vertrauter zu werden, ſterben zu lernen. Iſt aber dieſes: welch eine Ungereimtheit wäre es nicht, in ſeinem ganzen Leben, alle Wünſche, alle Bemühungen nach einem einzigen Ziele zu lenken, und ſich doch zu betrüben, wenn das längſt erwünſchte Ziel endlich erreicht wird?

Simmias lachte: Beym Jupiter! ſprach er, Sokrates! ich muß lachen, ſo wenig ich auch dazu aufgelegt bin. Was du hier ſagſt, dürfte das Volk nicht ſo ſehr befremden, als du meyneſt. Die Athenienſer insbeſondre könnten dir ſagen: wie es ihnen ſehr wohl bekannt ſey, daß die Weltweiſen gelernet hätten, gerne zu ſterben; und ſie ließen ſie darum auch wirklich ſterben, weil ſie wohl wüßten, wornach ſie ſich ſehneten.

Ich würde ihnen alles einräumen Simmias! nur das nicht, daß ſie es einſehen. Sie wiſſen nicht, was der Tod iſt, davon ich rede, und in wie weit ihn die Weltweiſen verdienen. Doch was gehen uns jene an? Ich rede itzt mit meinen Freunden.

Iſt der Tod nicht etwas, das ſich beſchreiben und erklären läßt?

Freylich! verſetzte Simmias!

Iſt er aber etwas anders, als eine Trennung des Leibes und der Seele? — Sterben nehmlich

lich heißt dieß nicht, wenn die Seele den Leib, und der Leib die Seele dergeſtalt verläßt, daß ſie keine Gemeinſchaft untereinander mehr haben, und jeder für ſich bleibet? Oder weißt du deutlicher anzuzeigen, was der Tod ſey?

Nein! mein lieber.

Ueberlege einmal, Freund, ob es dir auch ſo vorkömmt, wie mir. Was meyneſt du? Wird der wahre Liebhaber der Weisheit den ſo genannten Wollüſten nachhängen, und nach köſtlichen Speiſen und Getränken ſo ſonderlich ſtreben?

Nichts weniger, antwortete Simmias.

Wird er der Liebe ergeben ſeyn?

Eben ſo wenig!

Und in Anſehung der übrigen Leibesbequemlichkeiten? Wird er in ſeinen Kleidern z. B. auf Pracht und Ueppigkeit ſehen, oder wird er ſich mit dem Nothwendigen begnügen und das Ueberflüßige nicht achten?

Was man entbehren kann, sprach jener, macht dem Weisen keine Sorgen.

Wollen wir nicht überhaupt sagen, fuhr Sokrates fort, der Weltweise suchet sich aller unnöthigen Leibessorgen zu entschlagen, um mit mehrerer Achtsamkeit der Seele warten zu können?

Warum nicht?

Er unterscheidet sich also schon hierinn von den übrigen Menschen, daß er sein Gemüth nicht ganz von den Leibesangelegenheiten fesseln läßt, sondern seine Seele zum Theil der Gemeinschaft des Leibes zu entwöhnen sucht?

Es scheint so.

Der größte Hause der Menschen, o Simmias! wird dir sagen, daß der nicht zu leben verdiene, wer die Annehmlichkeiten des Lebens nicht genießen will. Das nennen sie, sich nach dem Tode sehnen, wenn man dem sinnlichen Wohlleben absagt und sich aller fleischlichen Wollust enthält.

Dieß

Dieß iſt die Wahrheit, Sokrates!

Ich gehe weiter. Hindert der Körper nicht öfters den Weisheitliebenden im Nachdenken, und wird er ſich ſonderlichen Fortgang in der Weisheit verſprechen können, wenn er ſich nicht von den ſinnlichen Gegenſtänden zu erheben gelernet hat? — Ich erkläre mich — Die Eindrücke des Geſichts und des Gehörs ſind, ſo, wie ſie uns von den Gegenſtänden zugeſchickt werden, bloß einzelne Empfindungen, noch keine Wahrheiten; denn dieſe müſſen erſt durch allgemeine Vernunftgründe aus ihnen gezogen werden. Nicht?

Allerdings!

Auch als einzelnen Empfindungen iſt ihnen nicht völlig zu trauen, und die Dichter ſingen mit Recht: die Sinne täuſchen und begreifen nichts deutlich. Was wir hören und ſehen, iſt voller Verwirrung und Dunkelheit. Können uns aber dieſe beiden Sinne keine deutlichen Einſichten ge-

währen: ſo wird der übrigen weit dunklern Sinnen gar nicht zu gedenken ſeyn.

Freylich nicht.

Wie muß es nun die Seele anfangen, wenn ſie zur Wahrheit gelangen will? Wo ſie ſich auf die Sinne verläßt, ſo iſt ſie betrogen.

Richtig!

Sie muß alſo nachdenken, urtheilen, ſchlieſſen, erfinden; um durch dieſe Mittel, ſo viel möglich, in das wahre Weſen der Dinge einzudringen.

Ja!

Aber wann geht das Nachdenken am beſten von ſtatten? Mich dünkt, wenn wir uns gleichſam nicht fühlen, wenn weder Geſicht noch Gehör, weder angenehme noch unangenehme Empfindungen uns an uns ſelbſt erinnern. Alsdann ziehet die Seele ihre Aufmerkſamkeit von dem Körper ab, verläßt, ſo viel ſie kann, ſeine Geſellſchaft, um in ſich verſammelt, nicht den Sinnenſchein, ſondern

dern das Weſen, nicht die Eindrücke, wie ſie uns zugeführet werden, ſondern das, was ſie wahres enthalten, zu betrachten.

Richtig!

Abermals eine Gelegenheit, bey welcher die Seele des Weiſen den Leib zu meiden, und ſich, ſo viel ſie kann, von ihm zu entfernen ſuchen muß.

Allem Anſehen nach!

Um die Sache noch deutlicher zu machen: Iſt das Wort **allerhöchſte Vollkommenheit** ein bloßer Begriff, oder bedeutet es ein wirkliches Weſen, das außer uns vorhanden iſt?

Freylich ein wirkliches, außer uns vorhandenes, ſchrankenloſes Weſen, dem das Daſeyn vorzugsweiſe zukommen muß, mein Sokrates!,

Und die allerhöchſte Güte, und die allerhöchſte Weisheit? Sind dieſe auch etwas Wirkliches?

Beym Jupiter! ja! Es ſind unzertrennliche Eigenſchaften des allervollkommenſten Weſens, ohne welche jenes nicht da ſeyn kann.

Wer hat uns aber dieſes Weſen kennen gelehret? Mit den Augen des Leibes haben wir es doch nie geſehen?

Gewiß nicht!

Wir haben es auch nicht gehört, nicht gefühlt; kein äuſſerlicher Sinn hat uns je einen Begriff von Wachen, Güte, Vollkommenheit, Schönheit, Denkungsvermögen, u. ſ. w. zugeführet, und dennoch wiſſen wir, daß dieſe Dinge auſſer uns wirklich ſind, in dem allerhöchſten Grade wirklich ſind. Kann uns niemand erklären, wie wir auf dieſe Begriffe gekommen ſind?

Simmias ſprach, die Stimme Jupiters, mein lieber **Sokrates**! Ich werde mich abermals auf dieſelbe berufen.

Wie? meine Freunde! wenn wir in jenem Zimmer eine vortreffliche Flötenſtimme hörten, würden wir nicht hinlaufen, den Flötenſpieler zu kennen, der unſer Ohr ſo ſehr zu entzücken weiß?

Vielleicht jetzo nicht, lächelte **Simmias**, da wir hier die vortrefflichſte Muſik hören.

Wenn wir ein Gemälde betrachten, fuhr **Sokrates** fort, ſo wünſchen wir, die Meiſterhand zu kennen, die es verfertiget hat. Nun liegt in uns ſelbſt, das allervortrefflichſte Bild, das Götterangen und Menſchenaugen jemals geſehen, das Bild der allerhöchſten **Vollkommenheit, Güte, Weisheit, Schönheit**, u. ſ. w. und wir haben uns noch nie nach dem Maler erkundigt, der dieſe Bilder hineingezeichnet?

Lebes erwiederte: Ich erinnere mich einſt vom **Philolaus** eine Erklärung gehöret zu haben, die der Sache vielleicht Genüge thue.

Will Cebes ſeine Freunde, verſetzte Sokrates, nicht an dieſer Hinterlaſſenſchaft des glückſeligen Philolaus Theil nehmen laſſen?

Wenn dieſe, ſprach Cebes, die Erklärung nicht lieber von einem Sokrates hören möchten. Doch es ſey! — Alle unkörperlichen Begriffe, ſprach Philolaus, hat die Seele nicht von den äußern Sinnen, ſondern durch ſich ſelbſt erlangt, indem ſie ihre eignen Wirkungen beobachtet, und dadurch ihr eignes Weſen und ihre Eigenſchaften kennen lernt. — Dieſes deutlicher zu machen, habe ich ihn oft eine Erdichtung hinzuſetzen hören: Laßt uns vom Homer, pflegte er zu ſagen, die beiden Tonnen entlehnen, die in dem Vorſaale Jupiters liegen, aber zugleich uns die Freyheit ausbitten, ſie nicht mit Glück und Unglück, ſondern die zur Rechten mit wahrem Weſen, und die zur Linken mit Mangel und Unwe-

ſen

ſen anzufüllen. — So oft die Allmacht Jupiters einen Geiſt hervorbringen will, ſo ſchöpft er aus dieſen beiden Tonnen, wirft einen Blick auf das ewige Schickſal, und bereitet, nach deſſen Maßgebung, eine Miſchung von Weſen und Mangel, welche die völlige Grundanlage des künftigen Geiſtes enthält. Daher findet ſich zwiſchen allen Arten von geiſtigen Weſen eine verwunderungswürdige Aehnlichkeit; denn ſie ſind alle aus eben den Tonnen geſchöpft, und nur in der Miſchung unterſchieden. Wenn alſo unſere Seele, welche gleichfalls nichts anders iſt, als eine ſolche Miſchung von Weſen und Mangel, ſich ſelbſt beobachtet, ſo erlanget ſie einen Begriff von dem Weſen der Geiſter und ihren Schranken, von Vermögen und Unvermögen, Vollkommenheit und Unvollkommenheit, von Verſtand, Weisheit, Kraft, Abſicht, Schönheit, Gerechtigkeit und tauſend andern unkörperlichen Dingen, über welche

ehe ſie die äußeren Sinne in der tiefſten Unwiſſenheit laſſen würden.

Wie unvergleichlich! verſetzte **Sokrates**! Siehe, **Cebes**! Du beſitzeſt einen ſolchen Schatz, und wollteſt mich ſterben laſſen; ohne mir denſelben einmal zu zeigen! — Doch laß ſehen, wie wir ihn noch vor dem Tode genießen wollen. **Philolaus** ſagte alſo: Die Seele erkennet ihre Nebengeiſter, indem ſie ſich ſelbſt beobachtet. Nicht?

Ja!

Und ſie erlanget Begriffe von unkörperlichen Dingen, indem ſie ihre eigenen Fähigkeiten auseinander ſetzt, und jeder, um ſie deutlicher unterſcheiden zu können, einen beſondern Namen giebt?

Allerdings.

Wenn ſie aber ein höheres Weſen, als ſie ſelbſt iſt, einen Dämon z. B. ſich denken will, wer wird ihr die Begriffe dazu hergeben?

Ce-

Lebes ſchwieg, und Sokrates fuhr fort: Habe ich die Meynung des Philolaus anders recht begriffen, ſo kann ſich die Seele zwar niemals von einem höhern Weſen, als ſie ſelbſt iſt, oder nur von einer höhern Fähigkeit, als ſie ſelbſt beſitzet, einen der Sache gemäßen Begriff machen; allein ſie kann gar wohl überhaupt die Möglichkeit eines Dinges begreifen, dem mehr Weſen und weniger Mängel zu Theile worden, als ihr ſelbſt, das heißt, welches vollkommener iſt, als ſie; oder haſt du es vielleicht vom Philolaus anders gehört?

Nein!

Und von dem allerhöchſten Weſen, von der allerhöchſten Vollkommenheit hat ſie auch nicht mehr, als dieſen Schimmer einer Vorſtellung. Sie kann das Weſen deſſelben nicht in ſeinem ganzen Umfange begreifen; aber ſie denkt ihr eigenes Weſen, das, was ſie Wahres, Gutes, und Voll-

kom-

kommenes hat, trennet es in Gedanken von dem Mangel und Unweſen, mit welchem es in ihr vermiſcht iſt, und geräth dadurch auf den Begriff eines Dinges, das lauter Weſen, lauter Wahrheit, lauter Güte und Vollkommenheit iſt. —

Appollodorus, der bisher alle Worte des **Sokrates** leiſe nachgeſprochen hatte, gerieth hier in Entzückung und wiederholte laut: **das lauter Weſen, lauter Wahrheit, lauter Güte, lauter Vollkommenheit iſt.**

Und **Sokrates** fuhr fort: Sehet ihr, meine Freunde! wie weit ſich der Weisheitliebende von den Sinnen und ihren Gegenſtänden entfernen muß, wenn er das begreifen will, was zu begreifen wahre Glückſeligkeit iſt, das allerhöchſte und vollkommenſte Weſen? In dieſer Gedankenjagd muß er Augen und Ohren verſchließen, Schmerz und Sinnenluſt ferne von ſeiner Acht-

ſam

ſamkeit ſeyn laſſen, und wenn es möglich wäre, ſeines Leibes ganz vergeſſen, um deſto einſamer ſich ganz auf ſeine Seelenvermögen und ihre innere Wirkſamkeit einzuſchränken.

Der Leib iſt ſeinem Verſtande bey dieſer Unterſuchung nicht nur ein unnützlicher, ſondern auch ein beſchwerlicher Geſellſchafter: denn jetzt ſucht er weder Farbe noch Größe, weder Töne noch Bewegung, ſondern ein Ding, das alle möglichen Farben, Größen Töne und Bewegungen, und, was noch wen mehr iſt, alle möglichen Geiſter ſich aufs deutlichſte vorſtellet, und in allen erſinnlichen Ordnungen hervorbringen kann. Welch ein unbehülflicher Gefährte iſt der Körper auf dieſer Reiſe?

Wie erhaben! rief **Simmias**, aber auch wie wahr!

Die wahren Weltweiſen, ſprach **Sokrates**, die dieſe Gründe in Erwägung ziehen, können

nicht anders, als dieſe Meynung hegen, und ei-
ner zum andern ſprechen: Siehe! hier iſt ein
Irrweg, der uns immer vom Ziele weiter weg
führet, und alle unſere Hoffnungen vereitelt.
Wir ſind verſichert, daß die Erkenntniß der
Wahrheit unſer einziger Wunſch ſey. Aber ſo
lange wir uns hier auf Erden mit dem Leibe
ſchleppen; ſo lange unſere Seele noch mit dieſer
irrdiſchen Feuchte behaftet iſt, können wir uns
unmöglich ſchmeicheln, dieſen Wunſch ganz erfüllt
zu ſehen. Wir ſollen die Wahrheit ſuchen. Lei-
der! läßt uns der Körper wenig Muße zu dieſer
wichtigen Unternehmung. Heute fodert ſein Un-
terhalt unſere ganze Sorge; morgen fechten ihn
Krankheiten an, die uns abermals ſtören; ſo
dann folgen andere Leidesangelegenheiten, Liebe,
Furcht, Begierden, Wünſche, Grillen und Thor-
heiten, die uns unaufhörlich zerſtreuen, die unſere
Sinnen von einer Eitelkeit zur andern locken,

und

und uns nach dem wahren Gegenſtande unſerer Wünſche, nach der Weisheit, vergebens ſchmachten laſſen. Wer erregt Krieg, Aufruhr, Streit und Unruhe unter den Menſchen? wer anders, als der Körper, und ſeine unerſättlichen Begierden? Denn die Habſucht iſt die Mutter aller Unruhen, und unſre Seele würde niemals nach eigennützlichen Gütern geizen, wenn ſie nicht für die humanen Begierden ihres Leibes zu ſorgen hätte. Solchergeſtalt ſind wir die meiſte Zeit beſchäftiget, und haben ſelten Muße zur Weltweisheit. Endlich, erzielet man auch irgend eine müßige Stunde, und macht ſich bereit, die Wahrheit zu umarmen: ſo ſtehet uns abermals dieſer Verderber unſrer Glückſeligkeit, der Leib, im Wege, und bietet uns ſeine Schatten, ſtatt der Wahrheit, an. Die Sinne halten uns, wider unſern Dank, ihre Scheinbilder vor, und erfüllen die Seele mit Verwirrung, Dunkelheit, Trägheit

heit und Aberwitz: und sie soll in diesem allgemeinen Aufruhr gründlich nachdenken und die Wahrheit erreichen? unmöglich! Wir müssen also die seligen Augenblicke abwarten, in welchen Stille von Aussen und Ruhe von Innen uns das Glück verschafft, den Leib völlig aus der Acht zu schlagen, und mit den Augen des Geistes nach der Wahrheit hinzusehen. Aber wie selten, und wie kurz sind auch diese seligen Augenblicke! —

Wir sehen ja deutlich, das wir das Ziel unserer Wünsche, die Weisheit, nicht eher erreichen werden, als nach unserm Tode; beym Leben ist keine Hoffnung dazu. Denn kann anders die Seele, so lange sie im Leibe wohnet, die Wahrheit nicht deutlich erkennen, so müssen wir eines von beiden sehen: entweder, wir werden sie niemals erkennen, oder, wir werden sie nach unserm Tode erkennen, weil die Seele alsdann den Leib verläßt, und vermuthlich in dem Zustand

er zur Weisheit weit weniger aufgehalten wird. Wollen wir uns aber in dieſem Leben zu jener ſeligen Erkenntniß vorbereiten, ſo müſſen wir uns wedeſſen dem Leibe nicht mehr gewähren, als was die Nothwendigkeit erfodert; wir müſſen uns ſeiner Begierden und Triebe enthalten, und uns, ſo oft als möglich, im Nachdenken üben, bis es dem Allerhöchſten gefallen wird, uns in Freyheit zu ſetzen. Alsdann können wir hoffen, von den Thorheiten des Leibes befreyet, die Quelle der Wahrheit, das allerhöchſte und vollkommenſte Weſen, mit lautern und heiligen Sinnen zu beſchauen, indem wir vielleicht andere neben uns eben derſelben Glückſeligkeit genießen ſehen. Einem Unheiligen aber iſt es nicht erlaubet, die Heiligkeit ſelbſt anzurühren. — Dieſe Sprache, mein lieber **Simmias**! dürfen die wahren Weisheitsbegierigen unter einander führen, wenn ſie ſich von ihren Angelegenheiten beſprechen, und

dieſe Meynung müſſen ſie auch hegen, wie ich glaube; oder dünkt es dich anders?

Nicht anders, mein **Sokrates!**

Wenn aber dem alſo iſt, mein Lieber! hat ein ſolcher, der mir heute nachfolget, nicht große Hoffnung, da wo wir hinkommen, beſſer als irgend wo, das zu erlangen, wornach er im gegenwärtigen Leben ſo ſehr gerungen?

Allerdings!

Ich kann alſo meine Reiſe heute mit guter Hoffnung antreten, und jeder Wahrheitliebender mit mir, wenn er bedenkt, daß ihm ohne Reinigung und Vorbereitung kein freyer Zutritt zu den Geheimniſſen der Weisheit verſtattet wird.

Dieſes kann nicht geleugnet werden, ſprach **Simmias.**

Dieſe Reinigung aber iſt nichts anders, als die Entfernung der Seele von dem Sinnlichen, und anhaltende Uebung über das Weſen und die

Eigen-

Eigenſchaften der Seele ſelbſt Betrachtungen anzuſtellen, ohne ſich darum etwas, das nicht die Seele iſt, irren zu laſſen; mit einem Worte, die Bemühung, ſowohl in dieſem als in dem zukünftigen Leben, die Seele von den Feſſeln des Leibes zu befreyen, damit ſie ungehindert ſich ſelbſt betrachten, und dadurch zur Erkenntniß der Wahrheit gelangen möge.

Allerdings!

Die Trennung des Leibes von der Seele nennet man den Tod.

Freylich.

Die wahren Liebhaber der Weisheit, wenden alſo alle erſinnliche Mühe an, ſich dem Tode, ſo viel ſie können, zu nähern, ſterben zu lernen: Nicht?

Es ſcheinet ſo.

Wäre es nun aber nicht höchſt unartig, wenn ein Menſch, der in ſeinem ganzen Leben

nichts gelernet, als die Kunſt zu ſterben, wenn ein ſolcher, ſage ich, zuletzt ſich betrüben wollte, da er den Tod ſich nahen ſieht, und wäre es nicht lächerlich?

Unſtreitig.

Alſo, **Simmias**, muß den wahren Weltweiſen der Tod niemals ſchrecklich, ſondern allezeit willkommen ſeyn. — Die Geſellſchaft des Leibes iſt ihnen bey allen Gelegenheiten beſchwerlich; denn wofern ſie den wahren Endzweck ihres Daſeyns erfüllen wollen, ſo müſſen ſie ſuchen die Seele vom Leibe zu trennen, und gleichſam in ſich ſelbſt zu verſammeln. Der Tod iſt dieſe Trennung, die längſtgewünſchte Befreyung von der Geſellſchaft des Leibes. Welche Ungereimtheit alſo, bey Herannahung deſſelben zu zittern, ſich zu betrüben! Getroſt und fröhlich vielmehr müſſen wir dahin reiſen, wo wir Hoffnung haben unſere Liebe zu umarmen, ich meyne die

Weis-

Weisheit, und des überläſtigen Gefährten los zu werden, der uns ſo vielen Kummer verurſacht hat. Wie? gemeine und unwiſſende Leute, denen der Tod ihre Gebieterinnen, ihre Weiber oder ihre Kinder geraubt, wünſchen in ihrer Betrübniß nichts ſehnlicher, als die Oberwelt verlaſſen und zu dem Gegenſtande ihrer Liebe, oder ihrer Begierden, hinabſteigen zu können: und dieſe, die gewiſſe Hoffnung haben, ihre Liebe nirgend in ſolchem Glanze zu erblicken, als in jenem Leben, dieſe ſind voller Angſt? dieſe leben? und treten nicht vielmehr mit Freuden die Reiſe an? O nein! mein Lieber! nichts iſt ungereimter, als ein Weltweiſer, der den Tod fürchtet.

Beym Jupiter! ganz vortrefflich, rief Simmias.

Zittern und voller Angſt ſeyn, wenn der Tod winkt, kann dieſes nicht für ein untriegliches Kennzeichen genommen werden, daß man nicht

die Weisheit, ſondern den Leib, das Vermögen, die Ehre, oder alle drey zuſammen liebet?

Ganz unvrieglich.

Wem geziemet die Tugend, die wir Mannhaftigkeit nennen, mehr als den Weltweiſen?

Niemanden!

Und die Mäßigkeit, dieſe Tugend, die in der Fertigkeit beſtehet, ſeine Begierden zu bezähmen, und in ſeinem Thun und Laſſen eingezogen und ſittſam zu ſeyn, wird ſie nicht vornehmlich bey dem zu ſuchen ſeyn, der ſeinen Leib nicht achtet, und bloß in der Weltweisheit lebt und webt?

Nothwendig, ſprach er.

Aller übrigen Menſchen Mannhaftigkeit und Mäßigkeit wird dir ungereimt ſcheinen, wenn du ſie näher betrachteſt.

Wie ſo? mein Sokrates!

Du weißt, verſetzte er, daß die mehreſten Menſchen den Tod für ein ſehr großes Uebel halten.

Rich-

Richtig, ſprach er.

Wenn alſo dieſe, ſo genannten tapfern und mannhaften Leute, unerſchrocken ſterben, ſo geſchiehet es bloß aus Furcht eines noch größern Uebels.

Nicht anders.

Alſo ſind alle Mannhaften, außer den Weltweiſen, bloß aus Furcht unerſchrocken. Iſt aber eine Unerſchrockenheit aus Furcht nicht höchſt ungereimt?

Dieſes iſt nicht zu leugnen.

Mit der Mäßigkeit hat es dieſelbe Beſchaffenheit. Aus Unmäßigkeit leben ſie mäßig und enthaltſam. Man ſollte dieſes für unmöglich halten, und dennoch trifft es bey dieſer unvernünftigen Mäßigkeit völlig ein. Sie enthalten ſich gewiſſer Wollüſte, um andere, nach welchen ſie gieriger ſind, deſto ungeſtörter genießen zu können.

Sie werden Herren über jene, weil ſie von dieſen Knechte ſind. Frage ſie, ſie werden dir freylich ſagen, ſich von ſeinen Begierden beherrſchen zu laſſen, ſey Unmäßigkeit; allein ſie ſelbſt haben die Herrſchaft über gewiſſe Begierden nicht anders erlangt, als durch die Sklaverey gegen andere, die noch ausgelaſſener ſind. Heißet nun dieſes nicht gewiſſer maßen aus Unmäßigkeit enthaltſam ſeyn?

Allem Anſehen nach.

O mein theurer **Simmias**! Wolluſt gegen Wolluſt, Schmerz gegen Schmerz, und Furcht gegen Furcht vertauſchen, gleichſam, wie Münze, für ein groſſes Stück viele kleine einwechſeln: dieß iſt nicht der Weg zur wahren Tugend. Die einzige Münze, die gültig iſt, und für welche man alles andere hingeben muß, iſt die Weisheit. Mit dieſer ſchafft man ſich alle übrigen Tugenden an: Tapferkeit, Mäßigkeit, und Gerech-

tig-

tigkeit. Ueberhaupt bey der Weisheit iſt wahre Tugend, wahre Herrſchaft über die Begierden, über die Verabſcheuungen, und über alle Leidenſchaften; ohne Weisheit aber erlanget man nichts, als einen Tauſch der Leidenſchaften gegen eine leidige Schattentugend, die dem Laſter Sklavendienſte thun muß, und an ſich ſelbſt nichts Geſundes und Wahres mit ſich führet. Die wahre Tugend iſt eine Heiligung der Sitten, eine Reinigung des Herzens, kein Tauſch der Begierden. Gerechtigkeit, Mäßigkeit, Mannhaftigkeit, Weisheit, ſind kein Tauſch der Laſter gegen einander. Unſere Vorfahren, welche die **Teleten**, oder die **vollkommenen Verſöhnungsfeſte** geſtiftet, müſſen, allem Anſehen nach, ſehr weiſe Männer geweſen ſeyn: denn ſie haben durch dieſe Räthſel zu verſtehen geben wollen, daß, wer unverſöhnt und ungeheiliget die Oberwelt verläßt, die härteſte Strafe aus-

anzuſprechen habe; der Geläuterte und Verſöhnte aber nach ſeinem Tode unter den Göttern wohnen werde. Die mit dieſen Verſöhnungsgeheimniſſen umgehen, pflegen zu ſagen: **Es giebt viele Thyrſusträger, aber wenig Begeiſterte**; und meines Erachtens, verſtehet man unter den Begeiſterten diejenigen, die ſich der wahren Weisheit gewidmet. Ich habe in meinem Leben nichts geſpart, ſondern mannichfaltig geſtrebt, einer von dieſen Begeiſterten zu ſeyn; ob mein Bemühen fruchtlos geweſen, oder in wie weit mir mein Vorhaben gelungen, werde ich da, wo ich hinkomme, am beſten erfahren, und ſo Gott will, in kurzer Zeit. —

Dieſes iſt meine Vertheidigung, **Simmias und Cebes!** warum ich meine beſten Freunde hienieden ohne Betrübniß verlaſſe, und bey Herannahung der Todesſtunde ſo wenig zittre. **Ich glaube, allda beſſere Freunde** und ein

beſ-

beſſeres Leben zu finden, als ich hier zurück laſſe, ſo wenig auch dieſes beym gemeinen Haufen Glauben finden wird.

Hat nun meine jetzige Schutzrede beſſern Eingang gefunden, als jene, die ich vor den Richtern der Stadt gehalten, ſo bin ich vollkommen vergnügt.

Sokrates hatte ausgeredet, und **Cebes** ergriff das Wort: Es iſt wahr **Sokrates**! du haſt dich vollkommen gerechtfertiget; allein was du von der Seele behauptest, muß vielen unglaublich ſcheinen; denn ſie halten insgemein dafür, die Seele ſey nirgend mehr anzutreffen, ſo bald ſie den Körper verlaſſen, ſondern werde, gleich nach dem Tode des Menſchen, aufgelöſet und zernichtet. Sie ſteige, wie ein Hauch, oder wie ein feiner Dampf, aus dem Körper in die obere Luft, allwo ſie vergehe, und völlig aufhöre zu ſeyn. Könnte es ausgemacht werden,

daß

daß die Seele für ſich beſtehen kann, und nicht nothwendig mit dieſem Leibe verbunden ſeyn muß: ſo hätten die Hoffnungen, die du dir macheſt, eine nicht geringe Wahrſcheinlichkeit; denn ſo bald es mit uns nach dem Tode beſſer werden kann; ſo hat der Tugendhafte auch gegründete Hoffnungen, daß es mit ihm wirklich beſſer werden wird. Allein die Möglichkeit ſelbſt iſt ſchwer zu begreifen, daß die Seele nach dem Tode noch denken, daß ſie noch Willen und Verſtandeskräfte haben ſoll; dieſes alſo, mein Sokrates, erfodert noch einigen Beweis.

Du haſt Recht, Cebes! verſetzte Sokrates. Allein was iſt zu thun? Wollen wir etwa überlegen, ob wir einen Beweis finden können, oder nicht?

Ich bin ſehr begierig, ſprach Cebes, deine Gedanken hierüber zu vernehmen.

Wenigſtens kann derjenige, erwiederte Sokrates, der unſere Unterredung höret, und

wenn

wenn er auch ein Komödienſchreiber wäre, mir nicht vorwerfen, ich beſchäfftige mich mit Grillen, die weder nützlich noch erheblich ſind. Die Unterſuchung, die wir itzt anſtellen wollen, iſt vielmehr ſo wichtig, daß uns jeder Dichter gern erlauben wird, um den Beyſtand einer Gottheit zu flehen, bevor wir zum Werke ſchreiten. — Er ſchwieg, und ſaß eine Zeit lang wie in Gedanken verlieft; ſodann ſprach er: Doch, meine Freunde! mit lauterm Herzen die Wahrheit ſuchen, iſt die würdigſte Anbetung der einzigen Gottheit, die uns Beyſtand leiſten kann. Zur Sache alſo! Der Tod, o **Lebes**! iſt eine natürliche Veränderung des menſchlichen Zuſtandes, und wir wollen itzt unterſuchen, was bey dieſer Veränderung ſo wohl mit dem Leibe des Menſchen, als mit ſeiner Seele vorgehet. Nicht?

Richtig!

Sollte es nicht rathſam ſeyn, erſt überhaupt

zu erforſchen, was eine natürliche Veränderung iſt, und wie die Natur ihre Veränderungen nicht nur in Anſehung des Menſchen, ſondern auch in Anſehung der Thiere, Pflanzen, und lebloſen Dinge hervor zu bringen pflegt? Mich dünkt, wir werden auf dieſe Weiſe näher zu unſerm Entzwecke kommen. Der Einfall ſcheinet nicht unglücklich, verſetzte **Cebes**; wir müſſen alſo fürs erſte eine Erklärung ſuchen, was **Veränderung** ſey.

Mich dünkt, ſprach **Sokrates**, wir ſagen, ein Ding habe ſich verändert, wenn unter zween entgegen geſetzten Beſtimmungen, die ihm zukommen können, die eine aufhöret, und die andere anfängt wirklich zu ſeyn. Z. B. ſchön und häßlich, gerecht und ungerecht, gut und böſe, Tag und Nacht, ſchlafen und wachen, ſind dieſes nicht entgegen geſetzte Beſtimmungen, die bey einer und eben derſelben Sache möglich ſind?

Ja!

Ja!

Wenn eine Roſe welkt und ihre ſchöne Geſtalt verlieret: ſagen wir alsdann nicht, ſie habe ſich verändert?

Allerdings!

Und wenn ein ungerechter Mann ſeine Lebensart verändern will, muß er nicht eine entgegengeſetzte annehmen, und gerecht werden?

Wie anders?

Auch umgekehrt, wenn durch eine Veränderung etwas entſtehen ſoll, ſo muß vorhin das Widerſpiel davon da geweſen ſeyn. So wird es Tag, nachdem es vorhin Nacht geweſen, und hinwiederum Nacht, nachdem es vorhin Tag geweſen; ein Ding wird ſchön, groß, ſchwer, anſehnlich u. ſ. w. nachdem es vorhin häßlich, klein, leicht unanſehnlich geweſen iſt: Nicht?

Ja!

Eine Veränderung heißt also überhaupt nichts anders, als die Abwechslung der entgegengesetzten Bestimmungen, die an einem Dinge möglich sind. Wollen wir es bey dieser Erklärung bewenden lassen? **Cebes** scheinet noch unentschlossen —

Eine Kleinigkeit, mein lieber **Sokrates**! das Wort **entgegengesetzte** macht mir einiges Bedenken. Ich sollte nicht glauben, daß schnurstracks entgegengesetzte Zustände unmittelbar auf einander folgen könnten.

Richtig! versetzte **Sokrates**. Wir sehen auch, daß die Natur in allen ihren Veränderungen einen Mittelzustand zu finden weiß, der ihr gleichsam zum Uebergange dienet, von einem Zustande auf den entgegengesetzten zu kommen. Die Nacht folgt z. B. auf den Tag, vermittelst der Abenddemmerung, so wie der Tag auf die Nacht, vermittelst der Morgendemmerung: Nicht?

Freylich

Freylich.

Das Groſſe wird klein, vermittelſt der Abnahme, und das Kleine hinwiederum groß, vermittelſt des Anwachſes.

Richtig.

Wenn wir auch in gewiſſen Fällen dieſem Uebergange keinen beſondern Namen gegeben: ſo iſt doch nicht zu zweifeln, daß er wirklich vorhanden ſeyn müſſe, wenn ein Zuſtand natürlicher Weiſe mit ſeinem Widerſpiel abwechſeln ſoll: denn muß nicht eine Veränderung, die natürlich ſeyn ſoll, durch die Kräfte, die in die Natur gelegt ſind, hervorgebracht werden?

Wie könnte ſie ſonſt natürlich heißen?

Dieſe Kräfte aber ſind ſtets wirkſam, ſtets lebendig: denn wenn ſie nur einen Augenblick entſchliefen, ſo würde ſie nichts als die Allmacht zur Thätigkeit aufwecken können. Was aber nur die Allmacht thun kann, wollen wir dieſes natürlich nennen?

Wie könnten wir? ſprach Cebes.

Was die natürlichen Kräfte alſo itzt hervorbringen, mein Lieber! daran haben ſie ſchon von je her gearbeitet; denn ſie waren niemals müſſig, nur daß ihre Wirkung erſt nach und nach ſichtbar geworden. Die Kraft der Natur z. B. die die Tageszeiten verändert, arbeitet ſchon itzt daran, nach einiger Zeit die Nacht auf den Horizont zu führen, aber ſie nimmt ihren Weg durch Mittag und Abend, welches die Uebergänge ſind vor der Geburt des Tages bis auf ſeinen Tod.

Richtig.

Im Schlafe ſelbſt arbeiten die Lebenskräfte ſchon an der die künftigen Erwachung, ſo wie ſie im wachenden Zuſtande den künftigen Schlaf vorbereiten.

Dieſes iſt nicht zu leugnen.

Und überhaupt, wenn ein Zuſtand natürlicher Weiſe auf ſein Widerſpiel erfolgen ſoll, wie

ſol

ſolches bey allen natürlichen Veränderungen geſchiehet: ſo müſſen die ſtets wirkſamen Kräfte der Natur ſchon vorher an dieſer Veränderung gearbeitet, und den vorhergehenden Zuſtand gleichſam mit dem zukünftigen beſchwängert haben. Folgt nicht hieraus, daß die Natur alle mittlern Zuſtände mitnehmen muß, wenn ſie einen Zuſtand mit ſeinem Widerſpiel ablöſen will?

Ganz unleugbar.

Ueberlege es wohl, mein Freund! damit hernach kein Zweifel entſtehe, ob nicht Anfangs zu viel nachgegeben worden. Wir erfodern zu jeder natürlichen Veränderung dreyerley: einen vorhergehenden Zuſtand des Dinges, das verändert werden ſoll, einen darauf folgenden, der jenem entgegen geſetzt iſt, und einen Uebergang, oder die zwiſchen beiden liegenden Zuſtände, die der Natur von einem auf den andern gleichſam den Weg bahnen. Wird dieſes zugegeben?

Ja, ja! rief **Cebes**. Ich ſehe nicht ab, wie ich an dieſer Wahrheit ſollte zweifeln können?

Laß ſehen, erwiederte **Sokrates**! ob dir folgendes eben ſo unleugbar ſcheinen wird? Mich dünkt, **alles Veränderliche könne keinen Augenblick unverändert bleiben**, ſondern, indem die Zeit ohne zu ruhen forteilet, und das Künftige beſtändig zu dem Vergangenen zurück ſendet, ſo verwandelt ſie auch zugleich alles Veränderliche, und zeigt es jeden Augenblick unter einer neuen Geſtalt. Biſt du nicht auch dieſer Meynung, **Cebes**?

Sie iſt wenigſtens wahrſcheinlich.

Mir ſcheinet ſie unwiderſprechlich. Denn alles Veränderliche, wenn es eine Wirklichkeit, und kein bloßer Begriff iſt, muß eine Kraft haben, etwas zu thun, und ein Geſchicke, etwas zu leiden. Nun mag es thun oder leiden, ſo wird etwas an

ihm

ihm anders, als es vorhin geweſen: und da die Kräfte der Natur niemals in Ruhe ſind: was könnte den Strom der Vergänglichkeit nur einen Augenblick in ſeinem Laufe hemmen?

Ja! bin ich überzeugt.

Das thut der Wahrheit keinen Eintrag, daß uns gewiſſe Dinge oft eine Zeit lang unverändert ſcheinen; denn ſcheinet uns doch auch eine Flamme eben dieſelbe, und dennoch iſt ſie nichts anders, als ein Feuerſtrom, der aus dem brennenden Körper ohne Unterlaß empor ſteigt, und unſichtbar wird. Die Farben kommen unſern Augen öfters wie unverändert vor, und gleichwohl wechſelt beſtändig neues Lichtentheilchen mit dem vorigen ab. Wenn wir aber die Wahrheit finden, ſo müſſen wir die Dinge nach der Wirklichkeit, nicht aber nach dem Sinnenſchein beurtheilen.

Wenn Jupiter! verſetzte Celeo, dieſe

Wahrheit verſchafft uns eine neue Ausſicht in die Natur der Dinge, die uns in Erſtaunen ſetzet. Meine Freunde! fuhr er fort, indem er ſich zu uns wandte, was für wichtige Dinge wird uns Sokrates nicht entdecken, wenn er die Anwendung hievon auf die Seele machen wird!

Ich habe noch einen einzigen Satz voraus zu ſchicken, verſetzte Sokrates, ehe ich auf dieſe Anwendung komme. Das Veränderliche, haben wir eingeſtanden, kann keinen Augenblick unverändert bleiben, ſondern, ſo wie die vergangene Zeit älter wird, ſo wächſt auch die aneinander hängende Reihe der Abänderungen, die da geweſen ſind. Nun überlege, Cebes! findet man in der Zeit zween Augenblicke, die ſich einander die nächſten ſind?

Noch begreife ich nicht, ſprach Cebes, was du ſagen willſt. —

Ein Beyſpiel wird dir meine Gedanken deutlicher

licher machen. Indem ich das Wort **Lebe** ausſpreche, folgen hier nicht zwo Sylben auf einander, zwiſchen welchen keine dritte anzutreffen iſt?

Richtig!

Dieſe beiden Sylben alſo ſind ſich einander die nächſten.

Richtig!

Aber in dem Begriffe, den wir mit dem Worte verbinden, giebt es hier auch zwey Stücke, die ſich einander die nächſten ſind?

Mich dünkt, nein!

Und mit Recht; denn die Theile dieſes Begriffs ſind unzertrennlich, und machen ein ſtetiges Ganzes aus; da hingegen die Sylben zertrennlich ſind, und in einer mittägigen Reihe aufeinander folgen.

Dieſes iſt vollkommen deutlich.

Ich frage alſo von der Zeit: Iſt ſie mit dem ausgeſprochenen Worte, oder mit dem Begriffe

zu vergleichen? Folgen ihre Augenblicke in einer ſtätigen, oder unſtätigen Ordnung auf einander?

In einer ſtätigen, erwiederte **Cebes**.

Freylich, verſetzte **Simmias**; denn durch die Folge unſerer Begriffe erkennen wir ja die Zeit; wie iſt es alſo möglich, daß die Natur der Folge in der Zeit und in den Begriffen nicht einerley ſeyn ſollte?

Es giebt alſo keine zwey Augenblicke, die ſich einander die nächſten ſind?

Nein, ſprach **Cebes**.

Und da die Veränderungen mit der Zeit in gleichen Schritten fortgehen, auch nicht zwo Zuſtände, die ſich einander die nächſten ſind?

Es ſcheinet alſo.

Unſern Sinnen kömmt es freylich ſo vor, als wenn die Veränderungen ruckweiſe geſchähen; allein in der Wirklichkeit iſt die Folge der Veränderungen ſtätig; und man mag zween Zuſtände

ſo

ſo dicht aneinander ſtehen, als man will: ſo giebt es immer noch einen Uebergang dazwiſchen, der ſie mit einander verbindet, der der Natur von einem auf den andern gleichſam den Weg zeigt.

Ich begreife dieſes alles ſehr wohl, ſprach Cebes.

Nun Freunde! rief Sokrates, itzt iſt es Zeit uns unſerm Vorhaben zu nähern. Wir haben Gründe geſammelt, die für unſere Ewigkeit ſtreiten ſollen, und ich verſpreche mir einen gewiſſen Sieg. Wollen wir aber nicht, nach Gewohnheit der Feldherren, ehe wir zum Treffen kommen, unſere Macht noch einmal überſehen, um ihre Stärke und Schwäche deſto genauer kennen zu lernen?

Apollodorus bat ſehr um eine kurze Wiederholung.

Die Sätze, ſprach Sokrates, deren Rich-

tig-

keit wir nicht mehr in Zweifel ziehen, ſind dieſe:

1) In einer jeden natürlichen Veränderung wird dreyerley erfodert: 1) Ein Zuſtand eines veränderlichen Dinges, der aufhören, 2) ein anderer, der ſeine Stelle vertreten ſoll, und 3) die mittlern Zuſtände, oder der Uebergang, damit die Veränderung nicht plötzlich, ſondern allmählig geſchehe.

2) Was veränderlich iſt, bleibet keinen Augenblick, ohne wirklich verändert zu werden.

3) Die Folge der Zeit gehet in einem fort, und es giebt keine zween Augenblicke, die ſich einander die nächſten ſind.

4) Die Folge der Veränderungen kömmt mit der Folge der Zeit überein, und iſt ebenfalls ſo ſtätig, ſo ungertrennlich, daß man keine Zuſtände angeben kann, die ſich einander die nächſten wären, oder zwiſchen welchen nicht ein Uebergang

gang Statt finden ſollte. Sind wir nicht über dieſe Punkte einig worden?

Ja, ſprach Lebes.

Leben und Tod, mein lieber Lebes, verſetzte Sokrates, ſind entgegengeſetzte Zuſtände, nicht?

Freylich!

Und das Sterben der Uebergang vom Leben zum Tode?

Freylich!

Dieſe groſſe Veränderung trifft vermuthlich die Seele ſowohl als den Leib; denn beide Weſen ſtanden in dieſem Leben in der genauſten Verbindung.

Allem Anſehen nach.

Was mit dem Leibe nach dieſer wichtigen Veränderung vorgehet, kann uns die Beobachtung lehren; denn das Ausgedehnte bleibt unſern Sinnen gegenwärtig; aber wer, wo, und was die

Seele

Seele nach diesem Leben ſeyn wird, muß bloß durch die Vernunft ausgemacht werden; denn die Seele hat durch den Tod das Mittel verloren, den menſchlichen Sinnen gegenwärtig zu ſeyn.

Richtig!

Wollen wir nicht, mein Theuerſter! erſt das Sichtbare durch alle ſeine Veränderungen verfolgen, und hernach, wo möglich, das Unſichtbare mit dem Sichtbaren vergleichen?

Das ſcheint der beſte Weg, den wir einſchlagen können, erwiederte Lebes.

In jedem thieriſchen Leibe, Lebes! gehen beſtändig Trennungen und Zuſammenſetzungen vor, die zum Theil auf die Erhaltung, zum Theil aber auf den Untergang der ganzen Maſchine abzielen. Tod und Leben fangen bey der Geburt des Thieres ſchon an gleichſam mit einander zu ringen. Dieß zeigt die tägliche Erfahrung.

Wer

Wie nennen wir den Zuſtand, fragte **Sokrates**, in welchem die thieriſchen Veränderungen mehr auf die Erhaltung, als auf den Untergang des Leibes abzielen. Nennen wir ihn nicht die **Geſundheit**?

Wie anders?

Hingegen werden die thieriſchen Veränderungen, welche die Auflöſung der groben Maſchine verurſachen, durch Krankheiten vermehret, oder auch durch das Alter, welches die natürlichſte Krankheit genennt werden kann.

Richtig!

Das Verderben nimmt durch unmerkliche Grade allmählig zu. Endlich zerfällt das Gebäude, und löſet ſich in ſeine kleinſten Theile auf. Aber was geſchieht? Hören dieſe Theile auf, Veränderungen zu leiden? gehen ſie ganz verloren?

Es ſcheinet nicht, verſetzte **Lebes**.

Unmöglich, mein Werthester! erwiederte **Sokrates**, wenn das wahr ist, worüber wir einig geworden: denn giebt es wohl ein Mittel zwischen Seyn und Nichtseyn?

Keinesweges.

Seyn und Nichtseyn wären also zween Zustände, die unmittelbar aufeinander folgen, die sich einander die nächsten seyn müßten: wir haben aber gesehen, daß die Natur keine solche Veränderungen, die plötzlich und ohne Uebergang geschehen, hervorbringen kann. Erinnerst du dich wohl noch dieses Satzes?

Sehr wohl, sprach **Cebes**.

Also kann die Natur weder ein Daseyn noch eine Zernichtung hervorbringen?

Richtig!

Daher gehet bey der Auflösung des thierischen Leibes nichts verloren. Die zerfallenen Theile fahren fort zu seyn, zu wirken, zu leiden,

zu

zuſammen geſetzt und getrennt zu werden, bis ſie ſich durch unendliche Uebergänge in Theile eines andern Zuſammengeſetzten verwandeln. Manches wird Staub, manches wird zur Feuchtigkeit, dieſes ſteigt in die Luft, jenes geht in eine Pflanze über, wandelt von der Pflanze in ein lebendiges Thier, und verläßt das Thier, um einem Wurme zur Nahrung zu dienen. Iſt dieſes nicht der Erfahrung gemäß?

Vollkommen, mein **Sokrates**! antworteten **Cebes** und **Simmias** zugleich.

Wir ſehen alſo, meine Freunde! daß Tod und Leben, in ſo weit ſie den Leib angehen, in der Natur nicht ſo getrennt ſind, als ſie unſern Sinnen ſcheinen. Sie ſind Glieder einer ſtetigen Reihe von Veränderungen, die durch ſtufenweiſe Uebergänge mit einander auf das genaueſte verbunden ſind. Es giebt keinen Augenblick, da man, nach aller Strenge, ſagen könnte: **Jetzt ſtirbt**

das Thier; ſo wenig man, nach aller Strenge, ſagen kann: **Itzt ward es krank**, oder **itzt ward es wieder geſund.** Freylich müſſen die Veränderungen unſern Sinnen wie getrennt ſcheinen, da ſie uns nicht eher, als nach einer geraumen Zwiſchenzeit merkbar werden; aber genug, wir wiſſen, daß ſie es in der That nicht ſeyn können.

Ich beſinne mich itzt auf ein Beyſpiel, das dieſen Satz erläutern wird. Unſere Augen, die auf einen gewiſſen Erdſtrich eingeſchränkt ſind, unterſcheiden gar deutlich Morgen, Mittag, Abend und Mitternacht, und es iſt uns, als wenn dieſe Zeitpunkte von den übrigen getrennt und abgeſondert wären. Wer aber den ganzen Erdboden betrachtet, erkennet gar deutlich, daß die Umwälzungen von Tag und Nacht ſtetig aneinander hangen, und alſo jeder Augenblick der Zeit Morgen und Abend, Mittag und Mitternacht zugleich ſey.

He-

Homer hat nur, als Dichter, die Freyheit, ſeiner Götter Verrichtungen nach den Tageszeiten einzutheilen: als ob jemanden, die nicht in einen engen Bezirk auf dem Erdboden eingeſchränkt iſt, die Tageszeiten noch wirklich getrennte Epochen wären, und es nicht vielmehr zu jeder Zeit ſo wohl Morgen als Abend wäre. Es iſt den Dichtern erlaubt dieſes anzunehmen; allein der Wahrheit zu Folge, müßte Aurora mit ihren Roſenfingern beſtändig die Thore des Himmels offen halten, und ihren gelben Mantel unaufhörlich von einem Orte zum andern ſchleppen, ſo wie die Götter, wenn ſie nur des Nachts ſchlafen wollen, gar nicht oder beſtändig ſchlafen müſſen. —

So laſſen ſich auch, im Ganzen betrachtet, die Tage der Woche nicht unterſcheiden; denn das Stetige und Aneinanderhängende läßt ſich nur in der Einbildung, und nach den Vorſpiegelungen der Sinne, in beſtimmte und abgeſonderte Theile zertrennen;

der Verſtand aber ſiehet gar wohl, daß man da nicht ſtehen bleiben muß, wo keine wirkliche Abtheilung iſt. Iſt dieſes deutlich, meine Freunde?

Gar ſehr, erwiederte **Simmias**. —

Mit dem Leben und Tode der Thiere und Pflanzen verhält es ſich gleichfalls nicht anders. In der Folge von Veränderungen, die daſſelbe Ding erlitten, fängt ſich, nach dem Urtheile unſerer Sinne, da eine Epoche an, wo uns das Ding merklich als Pflanze oder als Thier in die Sinne gefallen, und dieſes nennen wir das Aufkeimen der Pflanze, und die Geburt des Thieres. Den zweyten Zeitpunkt, da, wo ſich die thieriſchen oder pflanzigten Bewegungen unſern Sinnen entziehen, nennen wir den Tod; und den dritten, wann endlich die thieriſchen oder pflanzigten Formen verſchwinden und unſcheinbar werden, nennen wir den Untergang, die Verweſung des Thieres oder der Pflanze. In der Natur aber

und

ſind alle dieſe Veränderungen Glieder einer ununterbrochenen Kette, allmählige Auswickelungen und Einwickelungen deſſelben Dinges, das ſich in unzählige Geſtalten einhüllet und entkleidet. Iſt hieran noch irgend ein Zweifel?

Es ſcheinet nicht, verſetzte **Lebes**,

Wenn wir ſagen, fuhr **Sokrates** fort, die Seele ſtirbt, ſo müſſen wir eines von beiden ſetzen: **Entweder alle** ihre Kräfte und Vermögen, ihre Wirkungen und Leiden hören plötzlich auf, ſie verſchwindet gleichſam in einem Nu; oder ſie leidet, wie der Leib, allmählige Verwandelungen, unzählige Umkleidungen, die in einer ſtetigen Reihe fortgehen, und in dieſer Reihe giebt es eine Epoche, wo ſie keine menſchliche Seele mehr, ſondern etwas anders geworden iſt, ſo wie der Leib, nach unzähligen Veränderungen, aufhöret ein menſchlicher Leib zu ſeyn, und Staub, Luft, Pflanze, oder auch ein Theil eines andern Thie-

res wird. Giebt es einen dritten Fall, wie die Seele sterben kann, einen Fall mehr, als plötzlich oder allmählig?

Nein, erwiederte Cebes. Diese Eintheilung erschöpft die Möglichkeit ganz.

Nun, sprach Sokrates. Da also noch zweifelhaft ist, ob die Seele nicht sterblich seyn könnte, müssen wählen, ob sie besorgen, sie möchte plötzlich verschwinden, oder nach und nach dasjenige aufhören zu seyn, was sie war.

Will Cebes nicht ihre Stelle vertreten, und diese Wahl über sich nehmen?

Die Frage ist, ob jene die Wahl ihres Sachwalters würden gelten lassen. Mein Rath wäre, wir überlegten beide Fälle: denn wenn sie auf meine Wahl Verzicht thäten, und sich anders erklären wollten: so dürfte morgen niemand mehr da seyn, der sie widerlegen kann.

Nun lieber Cebes! versetzte Sokrates,

Grie-

Griechenland iſt ein weitläuftiges Reich, und auch unter den Barbaren muß es viele geben, denen dieſe Unterſuchung am Herzen liegt. — Doch es ſey! laßt uns beide Fälle unterſuchen. Der erſte war: **Vielleicht vergehet die Seele plötzlich, verſchwindet in einem Nu.** An und für ſich iſt dieſe Todesart möglich. Kann ſie aber von der Natur hervorgebracht werden?

Keinesweges: wenn das wahr iſt, was wir vorhin ſagten, daß die Natur keine Zerſtörung hervorbringen könne. Und haben wir dieſes nicht mit Recht geſagt? ſagte **Sokrates.** Zwiſchen **Seyn** und **Nichtſeyn** iſt eine entſetzliche Kluft, die von der allmählig wirkenden Natur der Dinge nicht überſprungen werden kann.

Ganz recht, verſetzte **Lykon:** wie aber, wenn ſie von einer übernatürlichen Macht, von einer Gottheit, vernichtet würde?

O mein Theuerſter! rief **Sokrates** aus, wie glücklich, wie wohl verſorgt ſind wir, wenn wir nichts als die **unmittelbare** Hand des einzigen Wunderthäters zu fürchten haben! Was wir beſorgten, war, ob die Natur unſerer Seele nicht an und für ſich ſelbſt ſterblich ſey, und dieſe Beſorgniß ſuchen wir durch Gründe zu vereiteln; ob aber Gott, der allgütige Schöpfer und Erhalter der Dinge, ſie durch ein Wunderwerk zernichten werde? — nein, **Cebes**, laß uns lieber befürchten, die Sonne würde uns in Eis verwandeln, ehe wir von der ſelbſtſtändigen Güte eine grundböſe Handlung, **die Zernichtung durch ein Wunderwerk**, befürchten wollen. Ich bedachte es nicht, ſprach **Cebes**, daß mein Einwurf bey nahe eine Läſterung ſey. Die eine **Todesart**, die plötzliche Zernichtung, ſchreckt uns alſo **nicht mehr**, fuhr **Sokrates** fort! denn ſie iſt in der **Natur unmöglich**. Doch überlegt auch

ſol-

ſolgendes, meine Freunde. Geſetzt ſie wäre nicht unmöglich, ſo iſt die Frage: wann? zu welcher Zeit ſoll unſere Seele verſchwinden? Vermuthlich zu der Zeit, da der Körper ihrer nicht mehr bedarf, in dem Augenblicke des Todes?

Allem Anſehen nach.

Nun haben wir aber geſehen, daß es keinen beſtimmten Augenblick giebt, da man ſagen kann, jetzt ſtirbt das Thier. Die Auflöſung der thieriſchen Maſchine hat ſchon lange vorher ihren Anfang genommen, ehe noch ihre Wirkungen ſichtbar geworden ſind; denn es fehlet niemals an ſolchen thieriſchen Bewegungen, die der Erhaltung des Ganzen zuwider ſind; nur daß ſie nach und nach zunehmen, bis endlich alle Bewegungen der Theile nicht mehr zu einem einzigen Endzwecke harmoniren, ſondern eine jede ihren beſondern Endzweck angenommen hat: und alsdann iſt die Maſchine aufgelöſet. Dieſes geſchichet ſo allmäh-

mählig, in einer ſo ſtetigen Ordnung, daß jeder Zuſtand eine gemeinſchaftliche Grenze des vorhergehenden und nachfolgenden Zuſtandes, eine Wirkung des vorhergehenden und eine Urſache des nachfolgenden Zuſtandes zu nennen iſt. Haben wir dieſes nicht eingeſtanden?

Richtig!

Wenn alſo der Tod des Körpers auch der Tod der Seele ſeyn ſoll: ſo muß es auch keinen Augenblick geben, da man ſagen kann, itzt verſchwindet die Seele; ſondern nach und nach, wie die Bewegungen in den Theilen der Maſchine aufhören zu einem einzigen Endzwecke zu harmoniren, muß die Seele auch an Kraft und innerer Wirkſamkeit abnehmen. Scheinet es dir nicht alſo, mein Cebes!

Vollkommen!

Aber ſiehe! welche wunderbare Wendung unſere Unterſuchung genommen hat! Sie ſcheinet ſich,

ſich, wie ein Kunſtwerk meines Eltervaters Dädalus, durch ein inneres Triebwerk von ihrer vorigen Stelle weggerollt zu haben.

Wie ſo?

Wir haben angenommen, unſere Gegner beſorgten, die Seele würde plötzlich zernichtet werden, und wollten zuſehen, ob dieſe Furcht gegründet ſey, oder nicht. Wir haben darauf unterſucht, in welchem Augenblicke ſie zernichtet werden möchte; und dieſe Unterſuchung ſelbſt brachte uns auf das Widerſpiel der Vorausſetzung, daß ſie nehmlich nicht plötzlich vernichtet werde, ſondern allmählig an innerer Kraft und Wirkſamkeit abnehme.

Deſto beſſer, antwortete Lebes. So hat ſich jene angenommene Meynung gleichſam ſelbſt widerlegt.

Wir haben alſo nur noch dieſes zu unterſuchen, ob die inneren Kräfte der Seele nicht ſo

all

allmählig vergehen können, wie ſich die Theile der Maſchine trennen.

Richtig!

Laſſet uns dieſe getreuen Gefährten, Leib und Seele, die auch den Tod mit einander gemein haben ſollen, auf ihrer Reiſe verfolgen, um zu ſehen, wo ſie zuletzt bleiben. So lange der Körper geſund iſt, ſo lange die mehreſten Bewegungen der Maſchine auf die Erhaltung des Ganzen abzielen, die Werkzeuge der Empfindung auch ihre gehörige Beſchaffenheit haben, ſo beſitzt auch die Seele ihre völlige Kraft, empfindet, denkt, liebet, verabſcheuet, begreifet und will. Nicht?

Unſtreitig!

Der Leib wird krank. Es äuſſert ſich eine ſichtbare Mißhelligkeit zwiſchen den Bewegungen, die in der Maſchine vorgehen, indem ihrer viele nicht mehr zur Erhaltung des Ganzen

zen harmoniren, ſondern ganz beſondere und ſtreitende Endzwecke haben. Und die Seele?

Wie die Erfahrung lehret, wird ſie indeſſen ſchwächer, empfindet unordentlich, denkt falſch und handelt öfters wider ihren Dank. Gut! Ich fahre fort. Der Leib ſtirbt: das heißt, alle Bewegungen ſcheinen nunmehr nicht mehr auf das Leben und die Erhaltung des Ganzen abzuzielen; aber innerlich mögen wohl noch einige ſchwache Lebensbewegungen vorgehen, die der Seele noch einige dunkele Vorſtellungen verſchaffen: auf dieſe muß ſich alſo die Kraft der Seele ſo lange einſchränken. Nicht?

Allerdings!

Die Verweſung folgt. Die Theile, die bisher einen gemeinſchaftlichen Endzweck gehabt, eine einzige Maſchine ausgemacht haben, bekommen itzt ganz verſchiedene Endzwecke, werden zu mannigfaltigen Theilen ganz verſchiedener Maſchi-

nen-

nen. Und die Seele, mein Cebes? wo wollen wir die laſſen? Ihre Maſchine iſt verweſet. Die Theile, die noch von derſelben übrig ſind, ſind nicht mehr ihre, und machen auch kein Ganzes aus, das beſeelt werden könnte. Hier ſind keine Sinnemaſſen der Sinne, keine Werkzeuge des Gefühls mehr, durch deren Vermittelung ſie irgend zu einer Empfindung gelangen könnte. Soll alſo alles in ihr öde ſeyn? Sollen alle ihre Empfindungen, ihre Einbildungen, ihre Begierden und Verabſcheuungen, Neigungen und Leidenſchaften verſchwunden ſeyn, und nicht die geringſte Spur hinterlaſſen haben?

Unmöglich, ſprach Cebes. Was wäre dieſes anders als eine völlige Zernichtung, und keine Zernichtung, haben wir geſehen, ſiehet in dem Vermögen der Natur.

Was iſt alſo für Rath, meine Freunde? Untergehen kann die Seele in Ewigkeit nicht; denn

der

der letzte Schritt, man mag ihn noch ſo weit hinaus ſchieben, wäre immer noch vom Daſeyn zum Nichts ein Sprung, der weder in dem Weſen eines einzelnen Dinges, noch in dem ganzen Zuſammenhange gegründet ſeyn kann. Sie wird alſo fort dauren, ewig vorhanden ſeyn. Soll ſie vorhanden ſeyn, ſo muß ſie wirken und leiden; ſoll ſie wirken und leiden, ſo muß ſie Begriffe haben: denn empfinden, denken und wollen ſind die einzigen Wirkungen und Leiden, die einer Seele zukommen können. Die Begriffe nehmen allezeit ihren Anfang von einer ſinnlichen Empfindung, und wo ſollen ſinnliche Empfindungen herkommen, wenn keine Werkzeuge, keine Gliedmaßen der Sinne vorhanden ſind?

Nichts ſcheinet richtiger, ſprach **Lebeo**, als dieſe Folge von Schlüſſen, und gleichwohl leitet ſie zu einem offenbaren Widerſpruch.

Eines von beiden, fuhr **Sokrates** fort:

Entweder die Seele muß vernichtet werden, oder ſie muß nach der Verweſung des Leibes noch Begriffe haben. Man iſt ſehr geneigt, dieſe beiden Fälle für unmöglich zu halten, und gleichwohl muß einer davon wirklich ſeyn? Laß ſehen, ob wir aus dieſem Labyrinthe keinen Ausgang finden können! Von der einen Seite kann unſer Geiſt natürlicher Weiſe nicht vernichtet werden. Worauf gründet ſich dieſe Unmöglichkeit? — Seyd unverdroſſen, Freunde! mir durch dornichte Gänge zu folgen: ſie führen uns auf eine der herrlichſten Gegenden, die das Gemüth der Menſchen jemals ergetzt hat. Antwortet mir! Hat uns nicht ein richtiger Begriff von Kraft und natürlicher Veränderung auf die Folge geleitet, daß die Natur keine Vernichtung wirken könne?

Richtig!

Von dieſer Seite iſt alſo ſchlechterdings kein Ausgang zu hoffen, und wir müſſen umkehren.

Die

Die Seele kann nicht vergehen, ſie muß nach dem Tode fort dauren, wirken, leiden, Begriffe haben. Hier ſtehet uns die Unmöglichkeit im Wege, daß unſer Geiſt, ohne ſinnliche Eindrücke, Begriffe haben ſoll: aber wer leiſtet für dieſe Unmöglichkeit die Gewähr? Iſt es nicht bloß die Erfahrung, daß wir hier in dieſem Leben niemals ohne ſinnliche Eindrücke haben denken können?

Nichts anders.

Was für Grund haben wir aber, dieſe Erfahrung über die Grenzen dieſes Lebens auszudehnen, und der Natur ſchlechterdings die Möglichkeit abzuſprechen, die Seele, ohne dieſen gegliederten Leib, denken zu laſſen? Was meyneſt du, **Simmias**? würden wir einen Menſchen nicht höchſt lächerlich finden, der die Mauern von Athen niemals verlaſſen hätte, und aus ſeiner eigenen Erfahrung ſchließen wollte, daß keine an-

dere Regierungsform, als die demokratiſche, möglich wäre?

Nichts wäre ungereimter.

Wenn ein Kind in Mutterleibe denken könnte, würde es wohl zu bereden ſeyn, daß es dereinſt, von ſeiner Wurzel abgelöſet, in freyer Luft das erquickende Licht der Sonne genieſſen werde? würde es nicht vielmehr aus ſeinen jetzigen Umſtänden die Unmöglichkeit eines ſolchen Zuſtandes beweiſen zu können glauben?

Allem Anſehen nach.

Und wir Blödſinnigen, denken wir etwa vernünftiger, wenn wir, in dieſes Leben eingekerkert, durch unſere Erfahrungen ausmachen wollen, was der Natur auch nach dieſem Leben möglich ſey? —

Ein einziger Blick in die unerſchöpfliche Mannigfaltigkeit der Natur kann uns von dem Unzeig

tig, wie ſchwach würde ſie ſeyn, wenn ihr Vermögen nicht weiter reichete, als unſere Erfahrung!

Freylich!

Wir können alſo mit gutem Grunde dieſe Erfahrung verwerfen, indem wir ihr die ausgemachte Unmöglichkeit entgegenſetzt, daß unſer Geiſt untergehen ſollte. Homer läßt ſeinen Held mit Recht ausrufen: **Fürwahr! auch in den Häuſern des Orkus webt noch die Seele, wiewohl kein Leichnam dahin kömmt.** Die Begriffe, die uns Homer von dem Orkus, und von den Schatten, die hinunter wandeln, machet, ſcheinen zwar nicht überall mit der Wahrheit übereinzukommen; aber dieſes iſt gewiß, meine Geliebten! unſer Geiſt ſiegt über Tod und Verweſung, läßt den Leichnam zurück, um hienieden in tauſend veränderten Geſtalten die Abſichten des Allerhöchſten zu erfüllen, er

aber erhebt ſich über den Staub, und fähret fort, nach andern **natürlichen**, aber **überirdiſchen** Geſetzen, die Werke des Schöpfers zu beſchauen, und Gedanken von der Kraft des Unendlichen zu hegen. Erweget aber dieſes, meine Freunde! wenn unſere Seele, nach dem Tode ihres Leichnams, noch lebet und denkt, wird ſie nicht auch alsdann, ſo wie in dieſem Leben, nach der Glückſeligkeit ſtreben?

Wahrſcheinlich dünkt mich's, ſprach **Simmias**; allein ich traue meiner Vermuthung nicht mehr, und wünſchte deine Gründe zu hören.

Meine Gründe ſind dieſe, verſetzte **Sokrates**: Wenn die Seele denkt, ſo müſſen in ihr Vorriffe mit Begriffen abwechſeln, ſo muß ſie dieſe Begriffe gerne, jene ungerne haben wollen, das heißt, einen Willen haben; hat ſie aber einen Willen, wohin kann dieſer anders zielen, als

als nach dem höchſten Grade des Wohlſeyns, nach der Glückſeligkeit?

Dieſes war allen deutlich. Aber wie? fuhr **Sokrates** fort: das Wohlſeyn eines Geiſtes, der nicht mehr für die Bedürfniſſe ſeines Leibes zu ſorgen hat, worinn beſtehet dieſes? Speiſe und Trank, Liebe und Wollust kann ihm nicht mehr behagen; was in dieſem Leben Gefühl, Gaumen, Augen und Ohren ergetzt, iſt allda ſeiner Achtung unwürdig; kaum daß ihm noch eine ſchwache, vielleicht reuvolle Erinnerung von den Wollüſten bleibet, die er in Geſellſchaft ſeines Leibes genoſſen. Wird er wohl nach dieſen ſonderlich ſtreben?

So wenig als ein Taubgeborner nach einer ſchönen Muſik, ſprach **Simmias**.

Wird etwa ein großes Vermögen das Ziel ſeiner Wünſche ſeyn?

Wie könnte dieſes in einem Zuſtande möglich

ſeyn, wo, allem Anſehen nach, kein Eigenthum beſeſſen, kein Gut genoſſen werden kann?

Die Ehrbegierde iſt zwar eine Leidenſchaft, die, dem Anſehen nach, dem abgeſchiedenen Geiſte noch bleiben kann; denn ſie ſcheinet wenig von den Leibesbedürfniſſen abzuhängen: allein, worinn kann der körperloſe Geiſt den Vorzug ſehen, der ihm Ehre bringen ſoll? Gewiß nicht in Macht, nicht in Reichthum, auch nicht in den Adel der Geburt: denn alle dieſe Thorheiten läßt er mit ſeinem Körper auf der Erde zurück.

Kreylich!

Es bleibet ihm alſo nichts, als Weisheit, Tugendliebe und Erkenntniß der Wahrheit, was ihm einen Vorzug geben und über ſeine Nebengeſchöpfe erheben könnte. Außer dieſer edlen Ehrbegierde ergeben ihn noch die geiſtigen, angenehmen Empfindungen, die die Seele auch auf Er-

den

den ohne ihren Körper geneuße, Schönheit, Ordnung, Ebenmaß, Vollkommenheit. Dieſe Empfindungen ſind der Natur eines Geiſtes ſo anerſchaffen, daß ſie ihn niemals verlaſſen können. Wer alſo auf Erden für ſeine Seele Sorge getragen hat, wer ſie ſich in Weisheit, Tugend und Empfindung der wahren Schönheit hat üben laſſen, der hat die größten Hoffnungen, auch nach dem Tode in dieſen Uebungen fortzufahren, und von Stufe zu Stufe ſich dem erhabenſten Urweſen zu nähern, welches die Quelle aller Weisheit, der Inbegriff aller Vollkommenheiten, und vorzugsweiſe die Schönheit ſelbſt iſt. Erinnert euch, meine Freunde, jener entzückten Augenblicke, die ihr genoſſen, ſo oft eure Seele, von einer geiſtigen Schönheit hingeriſſen, den Leib ſamt ſeinen Bedürfniſſen vergaß, und ſich ganz der himmliſchen Empfindung überließ. Welcher Schauer! welche Begeiſterung! Nichts als die nähere Gegenwart einer Gottheit

kann dieſe erhabenen Entzückungen in uns erregen. Auch iſt in der That jeder Beytrit einer geiſtigen Schönheit ein Blick in das Weſen der Gottheit; denn das Schöne, Ordentliche und Vollkommene, das wir wahrnehmen, iſt ein ſchwacher Abdruck deſſen, der die ſelbſtſtändige Schönheit, Ordnung und Vollkommenheit iſt. Ich erinnere mich, dieſe Sätze bey einer andern Gelegenheit deutlich genug auseinander geſetzt zu haben, und will gegenwärtig nur dieſe Folge daraus ziehen: Wenn es wahr iſt, daß nach dieſem Leben Weisheit und Tugend unſern Ehrgeiz, und das Beſtreben nach geiſtiger Schönheit, Ordnung und Vollkommenheit unſere Begierden ausmachen: ſo wird unſer fortdauerndes Daſeyn nichts als ein ununterbrochenes Anſchauen der Gottheit ſeyn, ein himmliſches Ergetzen, das, ſo wenig wir jetzo davon begreifen, den edlen Schweiß des Tugendhaften mit unendlichem Rei-

cher

cher belohnt. Was ſind alle Mühſeligkeiten dieſes Lebens gegen eine ſolche Ewigkeit! Was iſt Armuth, Verachtung und der ſchmählichſte Tod, wenn wir uns dadurch zu einer ſolchen Glückſeligkeit vorbereiten können! Nein, meine Freunde! wer ſich eines rechtſchaffenen Wandels bewußt iſt, kann ſich unmöglich betrüben, indem er die Reiſe zu dieſer Seligkeit antritt. Nur wer in ſeinem Leben Götter und Menſchen beleidiget, wer ſich in viehiſcher Wolluſt herumgewälzt, oder der vergötterten Ehre Menſchenopfer geſchlachtet, und an anderer Elend ſein Ergetzen gefunden, der mag an der Schwelle des Todes zittern, indem er keinen Blick in das Vergangene ohne Reue, keinen in die Zukunft ohne Furcht thun kann. Da ich aber, Dank ſey der Gottheit! nur keine von dieſen Vorwürfen zu machen habe, da ich in meinem ganzen Leben die Wahrheit mit Eifer geſucht, und die Tugend über alles geliebt habe: ſo

freue

freue ich mich, die Stimme der Gottheit zu hören, die mich von hinnen ruft, um in jenem Lichte zu genießen, wornach ich in dieſer Finſterniß geſtrebt habe. Ihr aber, meine Freunde! überlegt wohl die Gründe meiner Hoffnungen, und wenn ſie euch überzeugen, ſo ſegnet meine Reiſe, und lebet ſo, daß euch der Tod dereinſt abrufe, nicht mit Gewalt von hinnen ſchleppe. Vielleicht führet uns die Gottheit dereinſt in verklärter Freundſchaft einander in die Arme. O! mit welchem Entzücken würden wir uns alsdann des heutigen Tages erinnern!

Ende des erſten Abſchnitts.

Zweyter Abſchnitt.

Unſer Lehrer hatte ausgeredet, und gieng, wie in Gedanken vertieft, im Zimmer auf und nieder; wir ſaßen alle und ſchwiegen, und dachten der Sache nach. Nur **Cebes** und **Simmias** ſprachen leiſe mit einander. **Sokrates** ſahe ſich um, und fragte: Warum ſo leiſe? meine Freunde! Sollen wir nicht erfahren, was an den vorgebrachten Vernunftgründen zu verbeſſern ſey? Ich weiß wohl, daß ihnen zur völligen Deutlichkeit noch verſchiedenes fehlet. Wenn ihr euch alſo jetzo von andern Dingen unterhaltet, ſo mag es gut ſeyn; redet ihr aber von der Materie, die wir vorhaben, ſo entdecket uns immer eure Einwürfe und Zweifel, damit wir ſie gemeinſchaftlich unterſuchen, und entweder heben, oder ſelbſt mit zweifeln mögen. **Simmias** ſprach: Ich muß dir geſtehen, **Sokrates**! daß

wir

wir beide Einwürfe zu machen haben, und uns ſchon lange einer den andern antreiben, ſie vorzubringen, weil beide gerne deine Widerlegung hören möchten, ein jeder aber ſich ſcheuet, dir bey jetziger Widerwärtigkeit beſchwerlich zu fallen. Als Sokrates dieſes hörete, lächelte er, und ſprach: Ey! wie ſchwer, o Simmias! werde ich andere Menſchen bereden können, daß ich meine Umſtände für ſo mißlich nicht halte, da ihr mir es noch immer nicht glauben könnet, und beſorget, ich möchte jetzt unmuthiger und verdrießlicher ſeyn, als ich vormals geweſen bin. Man ſaget von den Schwänen, daß ſie, nahe an ihrem Ende, lieblicher ſingen, als in ihrem ganzen Leben. Wenn dieſe Vögel, wie es heißt, dem Apoll geheiliget ſind, ſo würde ich ſagen, daß ihr Gott ſie in der Todesſtunde einen Vorſchmack von der Seligkeit jenes Lebens empfinden läßt, und daß ſie ſich an dieſem Gefühl ergetzen, und

ſin-

ſingen. Mit mir verhält es ſich eben ſo. Ich bin ein Prieſter dieſes Gottes: und in Wahrheit! er hat meiner Seele ein ahnendes Gefühl von der Seligkeit nach dem Tode eingeprägt, das allen Unmuth vertreibt, und mich, nahe an meinem Tode, weit heiterer ſeyn läßt, als in meinem ganzen Leben. Eröffnet mir alſo ohne Bedenken eure Zweifel und Einwürfe. Fraget, was ihr zu fragen habt, ſo lange es die eilf Männer noch erlauben. — Gut! erwiederte **Simmias**, ich werde alſo den Anfang machen, und **Cebes** mag folgen. Ich habe nur noch eine einzige Erinnerung voraus zu ſchicken: Wenn ich Zweifel wider die Unſterblichkeit der Seele errege, ſo geſchieht es nicht wider die Wahrheit dieſer göttlichen Lehre, ſondern wider ihre vernunftmäßige Erweislichkeit, oder vielmehr wider den Weg, welchen du, o **Sokrates**! gewählt haſt, uns durch die Vernunft davon zu überzeugen. Im

übri-

übrigen nehme ich diese trostvolle Lehre von ganzem Herzen nicht nur so an, wie du sie uns vorgetragen, sondern so, wie sie uns von den ältesten Weisen ist überliefert worden, einige Verfälschungen ausgenommen, die von den Dichtern und Fabelerfindern hinzugethan worden sind. Wo unsere Seele keinen Grund der Gewißheit findet, da traue sie sich den beruhigenden Meynungen, wie Fahrzeugen auf dem bodenlosen Meere an, die sie bey heiterm Himmel sicher durch die Wellen dieses Lebens hindurch führen. Ich fühle es, daß ich der Lehre von der Unsterblichkeit, so wie von dem Gerichte Gottes nach diesem Tode, nicht widersprechen kann, ohne unendliche Schwierigkeiten sich erheben zu sehen, ohne alles, was ich je für wahr und gut gehalten, erschüttert zu sehen. Ist unsere Seele sterblich, so ist unsere Vernunft ein Traum, den uns Jupiter geschickt hat, uns Elende zu hintergehen; so fehlet der Tugend aller

Glanz,

Glanz, der ſie in unſern Augen göttlich macht; ſo iſt das Schöne und Erhabene, das ſittliche ſo wohl als das phyſiſche, kein Abdruck göttlicher Vollkommenheiten; (denn nichts vergängliches kann den ſchwächſten Strahl göttlicher Vollkommenheit faſſen:) ſo ſind wir, wie das Vieh, hieher gezeugt worden, Futter zu ſuchen und zu ſterben; ſo wird es in wenigen Tagen gleich viel ſeyn, ob ich eine Zierde, oder Schande der Schöpfung geweſen, ob ich mich bemühet, die Anzahl der Glückſeligen, oder der Elenden zu vermehren; ſo hat der verworfenſte Sterbliche ſo gar die Macht ſich der Herrſchaft Gottes zu entziehen, und ein Dolch kann das Band auflöſen, welches den Menſchen mit Gott verbindet. Iſt unſer Geiſt vergänglich, ſo haben die weiſeſten Geſetzgeber und Stifter der menſchlichen Geſellſchaften uns, oder ſich ſelbſt betrogen; ſo hat das geſamte menſchliche Geſchlecht ſich gleich-

ſam verabredet, eine Unwahrheit zu beeyden, und die Verräther zu verehren, die ſolche erdacht haben; ſo iſt ein Staat freyer, denkender Weſen nicht mehr, als eine Heerde vernunftloſes Viehes, und der Menſch — ich entſetze mich, ihn in dieſer Niedrigkeit zu betrachten! und der Menſch, der Hoffnung zur Unſterblichkeit beraubt, iſt das elendeſte Thier auf Erden, das zu ſeinem Unglücke über ſeinen Zuſtand nachdenken, den Tod fürchten, und verzweifeln muß. Nicht der allgütige Gott, der ſich an der Glückſeligkeit ſeiner Geſchöpfe ergetzt, ein ſchadenfrohes Weſen müßte ihn mit Vorzügen begabt haben, die ihn nur bejammernswerther machen. Ich weiß nicht, welche beklemmende Angſt ſich meiner Seele bemeiſtert, wenn ich mich an die Stelle der Elenden ſetze, die eine Vernichtung fürchten. Die bittere Erinnerung des Todes muß alle ihre Freuden vergällen. Wenn ſie der Freundſchaft genießen,

wenn

wenn ſie die Wahrheit erkennen, wenn ſie die Tugend ausüben, wenn ſie den Schöpfer verehren, wenn ſie über Schönheit und Vollkommenheit in Entzückung gerathen wollen: ſo ſteiget der ſchreckliche Gedanke der Zernichtung, wie ein Geſpenſt, in ihrer Seele empor, und ſtürzt ſie in Verzweiflung. Ein Hauch der ausbleibt, ein Pulsſchlag, der ſtill ſtehet, beraubt ſie aller dieſer Herrlichkeiten: das Gott verehrende Weſen wird Staub. Ich danke den Göttern, daß ſie mich von dieſer Furcht befreyet, die alle Wollüſte meines Lebens mit Skorpionenſtichen unterbrechen würde. Meine Begriffe von der Gottheit, von der Tugend, von der Würde des Menſchen, und von dem Verhältniſſe, in welchem er mit Gott ſtehet, laſſen mir keinen Zweifel mehr über ſeine Beſtimmung. Die Hoffnung eines zukünftigen Lebens löſet alle dieſe Schwierigkeiten auf, und bringet die Wahrheiten, von welchen wir auf

ſo mancherley Welte überzeugt ſind, wieder in Harmonie. Sie rechtfertiget die Wahrheit, giebt die Tugend in ihren Adel ein, giebt der Schönheit ihren Glanz, der Wollust ihre Reizung, verſüſſet das Elend, und macht ſelbſt die Plagen dieſes Lebens in unſern Augen verehrenswerth: indem wir alle Begebenheiten hienieden mit den unendlichen Reihen von Folgen vergleichen, die durch dieſelben veranlaſſet werden. Eine Lehre, die mit ſo vielen bekannten und ausgemachten Wahrheiten in Harmonie ſtehet, und durch welche wir ſo ungezwungen eine Menge von Schwierigkeiten gehoben ſehen, findet uns ſehr geneigt, ſie anzunehmen; bedarf beynahe keines fernern Beweiſes. Denn wenn gleich von dieſen Gründen, einzeln genommen, vielleicht keiner den höchſten Grad der Gewißheit mit ſich führet: ſo überzeugen ſie uns doch, zuſammengenommen, mit einer ſo ſiegenden Gewalt, daß ſie uns völlig beruhi-

gen

gen, und alle unſere Zweifel aus dem Felde ſchla gen. Allein, mein lieber **Sokrates!** die Schwierigkeit iſt, alle dieſe Gründe, ſo oft wir es wünſchen, mit der gehörigen Lebhaftigkeit gegenwärtig zu haben, um ihre Harmonie mit Einleuchtung zu überſchauen. Wir ſind zu allen Zeiten, und in allen Umſtänden dieſes Lebens ihres Verſtandes benöthiget; aber nicht alle Zeiten, nicht alle Umſtände dieſes Lebens vergönnen uns die Ruhe und Beſonnenheit der Seele, uns aller dieſer Gründe lebhaft zu erinnern, und die Kraft der Wahrheit zu fühlen, die ihrem Zuſammenhange eingeflochten iſt. So oft wir uns einen Theil derſelben entweder gar nicht, oder nicht mit der erforderlichen Lebhaftigkeit vorſtellen, ſo verlieret die Wahrheit von ihrer Stärke, und unſere Seelenruhe iſt in Gefahr. Wenn aber jener Weg, den du, o **Sokrates!** einſchlägſt, uns durch eine einfache Reihe von unumſtößlichen

Gründen zur Wahrheit führet: ſo können wir hoffen, uns des Beweisthums zu verſichern und zu allen Zeiten zu erinnern. Eine Kette deutlicher Schlüſſe läßt ſich leichter in die Gedanken zurück bringen, als jene Uebereinſtimmung der Wahrheiten, die gewiſſermaßen ihre eigene Gemüthsbeſchaffenheit erfodert. Aus dieſer Urſache trage ich kein Bedenken, dir alle die Zweifel entgegen zu ſetzen, die der entſchloſſenſte Leugner der Unſterblichkeit vorbringen könnte. Wo ich dich recht verſtanden habe, ſo war dein Beweis etwa folgender: Seele und Körper ſtehen in der genaueſten Verbindung; dieſer wird allmählig in ſeine Theile aufgelöſet, jene muß entweder vernichtet werden, oder Vorſtellungen haben. Durch natürliche Kräfte kann nichts vernichtet werden: daher kann unſere Seele, natürlicher Weiſe, niemals aufhören Begriffe zu haben. Wie aber, mein lieber Sokrates! wenn ich durch ähnliche Gründe be-

wei-

wieſe, daß die Harmonie fortdauren müſſe, wenn man auch die Leyer zerbräche, oder daß die Symmetrie eines Gebäudes noch vorhanden ſeyn müſſe, wenn auch alle Steine von einander gerüſſen, und zu Staub zermalmet werden ſollten? Die Harmonie ſo wohl, als die Symmetrie, würde ich ſagen, iſt etwas: nicht? Man würde mir dieſes nicht leugnen; jene ſtehet mit der Leyer und dieſe mit dem Gebäude in genauer Verbindung: auch dieſes müßte man zugeben. Vergleichet die Leyer oder das Gebäude mit dem Körper, und die Harmonie oder Symmetrie mit der Seele: ſo haben wir erwieſen, daß das Saitenſpiel länger dauren müſſe, als die Saiten, das Ebenmaß länger, als das Gebäude. Nun iſt dieſes in Abſicht auf die Harmonie und Symmetrie höchſt ungereimt; denn da ſie die Art und Weiſe der Zuſammenſetzung andeuten: ſo können ſie nicht länger dauren, als die Zuſammenſetzung ſelbſt.

Ein Gleiches läßt ſich von der Geſundheit behaupten: Sie iſt eine Eigenſchaft des organiſierten Körpers, und nirgends anders anzutreffen, als wo die Verrichtungen dieſer Glieder zur Erhaltung des Ganzen abzielen; ſie iſt eine Eigenſchaft des Zuſammengeſetzten, und verſchwindet, wenn das Zuſammengeſetzte in ſeine Theile aufgelöſet wird. Mit dem Leben hat es wahrſcheinlicher Weiſe eine ähnliche Bewandniß. Das Leben einer Pflanze höret auf, ſo bald die Bewegungen in den Theilen derſelben zur Auflöſung des Ganzen abzielen. Das Thier hat vor der Pflanze die Gliedmaßen der Sinne und die Empfindung, und endlich der Menſch die Vernunft voraus. Vielleicht iſt dieſe Empfindung in den Thieren, und ſelbſt die Vernunft des Menſchen, nichts als Eigenſchaften des Zuſammengeſetzten, ſo wie Leben, Geſundheit, Harmonie, u. ſ. w. die ihrer Natur und Beſchaffenheit nach nicht länger

dau-

dauren könten, als die Zusammensetzungen, von denen sie unzertrennlich sind. Reichet die Kunst des Baues hin, Pflanzen und Thieren Leben und Gesundheit zu geben, so kann eine höhere Kunst vielleicht dem Thiere Empfindung, und dem Menschen Vernunft verleihen. Wir blödsinnigen begreifen jenes so wenig, als dieses. Des geringsten Blättchens kunstreiche Bildung übersteigt alle menschliche Vernunft, enthält Geheimnisse, die des Fleißes und der Scharfsinnigkeit unserer spätesten Nachkommen noch spotten werden: und wir wollen vorschreiben, was durch die Organisation erhalten werden kann, und was nicht? Wollen wir der Allmacht oder der Weisheit des Schöpfers Grenzen setzen? Eines von beiden, dächte ich, müssen wir nothwendig, wenn unsere Nichtigkeit entscheiden soll, daß die Kunst des Allmächtigen selbst kein Vermögen zu empfinden

und zu denken durch die Bildung der feinſten Materie hervor bringen könne.

Du ſehſt, mein lieber Sokrates! was deinen Schülern zur völligen unwankenden Ueberzeugung noch fehlet. Iſt die Seele beym Leben etwas, das der Allmächtige außer dem Körper und ſeiner Bildung geſchaffen und mit ihm verbunden hat: ſo hat es ſeine Richtigkeit, daß die Seele auch nach dem Tode fortdauren und Vorſtellungen haben müſſe; allein wer leiſtet für jenes die Gewehr? die Erfahrung ſcheinet vielmehr das Gegentheil auszuſagen. Das Vermögen zu denken wird gebildet mit dem Körper, wächſt mit demſelben, und leidet mit demſelben ähnliche Veränderungen. Jede Krankheit in dem Körper wird von Schwäche, Zerrüttung oder Unvermögen in der Seele begleitet. Vornehmlich ſtehen die Verrichtungen des Gehirns und der Eingeweide in ſo genauer Verbindung mit der Wirkſamkeit des Denkungsver-

vermögens, daß man ſehr geneigt iſt, beide aus Einer Quelle herzuleiten, und alſo das Unſichtbare durch das Sichtbare zu erklären; ſo wie man Licht und Wärme einer einzigen Urſache zuſchreibt, weil ſie in ihren Veränderungen ſo ſehr übereinſtimmen.

Simmias ſchwieg, und **Lebes** ergriff das Wort. Unſer Freund **Simmias**, ſprach er, ſcheinet nur das ſicher beſitzen zu wollen, was ihm verſprochen worden, ich aber, mein lieber **Sokrates**! möchte gern mehr haben, als du uns zugeſagt. Wenn deine Beweiſe auch wider alle Einwürfe geſchützet werden, ſo folget doch nichts mehr aus denſelben, als daß unſere Seele nach dem Hinritt unſers Körpers fortdauret und Vorſtellungen hat; aber wie fortdauret? vielleicht ſo, wie ſie im Schwindel, in einer Ohnmacht, oder im Schlafe fortdauret. Die Seele des Schlafenden muß nicht ganz ohne Begriffe ſeyn; die Gegenſtände umher müſſen

durch

durch ſchwächere Eindrücke auf ſeine Sinne wirken, und in ſeiner Seele wenigſtens ſchwache Empfindungen erregen, ſonſt werden ſtärkere und ſtärkere Eindrücke ihn nicht aufwecken können. Aber was ſind dieſes für Begriffe? Ein dunkles Gefühl ohne Bewuſtſeyn, ohne Erinnerung, ein vernunftloſer Zuſtand, in welchem wir uns des Vergangenen nicht erinnern, und deſſen wir uns auch in Zukunft nie wieder bewuſt werden. Sollte nun unſere Seele mit der Trennung von dem Leibe in eine Art von Schlaf oder Hinbrüten verſinken, und nie wieder aufwachen, was hätten wir durch ihre Fortdauer gewonnen? Ein vernunftloſes Daſeyn iſt von der Unſterblichkeit, die du beſitzeſt, noch weiter entfernt, als die Glückſeligkeit der Thiere von der Glückſeligkeit eines Gott erkennenden Geiſtes. Wenn das, was ihm nach dem Tode widerfahren, uns angehen, und ſchon hienieden Furcht oder Hoffnung in uns er-

regen

regen ſoll: ſo müſſen wir ſelbſt, die wir uns allhier unſer bewußt ſind, noch in einem Leben dieſes Selbſtgefühl behalten, und uns des Gegenwärtigen erinnern können. Wir müſſen das, was wir ſeyn werden, mit dem, was wir jetzt ſind, vergleichen, und darüber urtheilen können. Ja, wo ich dich recht verſtanden, mein lieber Sokrates! ſo erwarteſt du nach dem Tode ein beſſeres Leben, eine größere Erleuchtung des Verſtandes, edlere und erhabnere Bewegungen des Herzens, als dem beſchränkten Sterblichen auf Erden zu Theile werden: woraus gründet ſich dieſe ſchmeichelnde Hoffnung? Der Mangel alles Bewußtſeyns iſt für unſere Seele ein nicht wünſchenswerther Zuſtand: hievon überzeugt uns die tägliche Erfahrung. Wie, wenn ein ſolcher nach dem Tode in Ewigkeit fortdauren ſollte?

Zwar haſt du uns vorhin gezeigt, daß alles Veränderliche unaufhörlich verändert werden muß,

ſo

ſe, und aus dieſer Lehre leuchtet ein Strahl der Hoffnung, daß meine Beſorgniß ungegründet ſey. Denn, wenn die Reihe der Veränderungen, die unſerer Seele bevorſtehen, ins Unendliche fortgehen, ſo iſt höchſt wahrſcheinlich, daß ſie nicht beſtimmt ſey, in Ewigkeit fort zu ſinken, und von ihrer göttlichen Schönheit immer mehr und mehr zu verlieren; ſondern daß ſie ſich, wenigſtens mit der Zeit, auch erheben und die Stufe wieder einnehmen werde, auf welcher ſie oftmals in der Schöpfung geſtanden, nehmlich eine Betrachterinn der Werke Gottes zu ſeyn. Und mehr als einen hohen Grad der Wahrſcheinlichkeit braucht es nicht, uns in der Vermuthung zu beſtärken, daß dem Tugendhaften ein beſſeres Leben bevorſtehet. Indeſſen, mein lieber Sokrates! wünſche ich auch dieſen Punkt von dir berühret zu ſehen, weil ich weiß, daß alle Worte, die du heute ſprichſt, ſich tief

in meine Seele eingraben, und von unauslöſchlichem Andenken ſeyn werden.

Wir hörten alle aufmerkſam zu, und wie wir uns nachher geſtanden, nicht ohne Unwillen, daß man uns eine Lehre zweifelhaft und ungewiß machte, von welcher wir ſo ſehr überzeugt zu ſeyn glaubten. Nicht nur dieſe Lehre, ſondern alles, was wir wußten und glaubten, ſchien uns damals ungewiß und ſchwankend zu werden, da wir ſahen, daß entweder wir die Gabe nicht beſitzen, Wahrheit vom Irrthum zu unterſcheiden, oder daß ſie an und für ſich ſelbſt nicht zu unterſcheiden ſeyn müßten.

Sokrates.

Mich wundert dieſes auf keinerley Weiſe, mein lieber **Phädon**! daß ihr ſo dachtet: mir ſelbſt ward, indem ich dir zuhörte, nicht anders zu Muthe. Die Gründe des **Sokrates** hatten mich völlig überführt, und ich ſchien verſi-

chert,

chert, daß ich ſie niemahls würde in Zweifel ziehen können; allein des Simmias Einwurf macht mich wieder zweifelhaft, und ich erinnere mich, daß ich vormals eben der Meynung geweſen, daß die Kraft zu denken eine Eigenſchaft des Zuſammengeſetzten ſeyn, und ihren Grund in einer feinen Organiſation oder Harmonie der Theile haben könne. Aber ſage mir, lieber Phädon, wie hat Sokrates dieſe Einwürfe aufgenommen? ward er ſo verdrießlich darüber, als ihr, oder begegnete er ihnen mit ſeiner gewöhnlichen Sanftmuth? und hat ſeine Antwort euch Genüge gethan, oder nicht? Ich möchte dieſes alles gern ſo umſtändlich als möglich von dir vernehmen.

Phädon.

Habe ich den Sokrates jemals bewundert, mein lieber Echekrates! ſo war es gewiß bey dieſer Gelegenheit. Daß er eine Widerlegung in

Be-

Bereitſchaft hatte, iſt eben nichts unerwartetes von ihm. Was mir bewundernswürdig ſchien, war erſtlich, die Gütigkeit, Freundlichkeit und Sanftmuth, womit er das Vernünfteln dieſer jungen Leute aufgenommen, ſo dann wie ſchnell er gemerkt, was für Eindrücke die Einwürfe auf uns gemacht, wie er uns zu Hülfe eilete, wie er uns gleichſam von der Flucht zurück rief, zur Gegenwehr aufmunterte, und ſelbſt zum Streite anführte.

Echekrates.

Wie war dieſes?

Phädon.

Das will ich dir erzählen. Ich ſaß ihm zur Rechten, neben dem Bette, auf einem niedrigen Seſſel, er aber etwas höher, als ich. Er ergriff mein Haupt, und ſtreichelte mir die Haare, die in den Nacken herunter hangen; wie er denn gewohnt war zuweilen mit meinen Locken zu

ſpielen: Morgen, ſprach er, **Phädon**! dürfteſt du wohl dieſe Locken auf das Grab eines Freundes ſtreuen. Allem Anſehen nach, erwiederte ich. O! thue es nicht, verſetzte er. Warum denn das? fragte ich. Noch heute, fuhr er fort, müſſen wir beide unſer Haar abſchneiden, wenn unſer ſchönes Lehrgebäude ſo dahin ſtirbt, und wir nicht im Stande ſind, es wieder aufzuwecken. Und wenn ich an deiner Stelle wäre, und man hätte nur eine ſolche Lehre zu Grunde gerichtet: ſo würde ich, wie jener Argiver, ein Gelübde thun, nicht eher mein Haupthaar wieder wachſen zu laſſen, bis ich des **Simmias** und **Cebes** Gegengründe beſiegt hätte. Man pflegt zu ſagen, ſprach ich: **Herkules ſelbſt richtet wider Zween nichts aus.** So rufe denn, weil es noch helle iſt, mich, deinen Iolaus, zu Hülfe, verſetzte er. Gut! ſprach ich, ich will dich zu Hülfe rufen; aber nicht wie Herkules ſeinen Io-

laus

laus, ſondern wie Jolaus den Herkules. Das thut nichts zur Sache, erwiederte er. Vor allen Dingen müſſen wir uns vor einem gewiſſen Fehltritt in acht nehmen. Vor welchem? fragte ich. Daß wir nicht **Vernunfthaſſer** werden, ſprach er, ſo wie gewiſſe Leute **Menſchenhaſſer** werden. Kein gröſſeres Unglück könnte uns wiederfahren, als dieſer Vernunfthaß. Indeſſen entſtehet der Vernunfthaß und der Menſchenhaß auf eine ähnliche Weiſe. Dieſer entſtehet insgemein, wenn man Anfangs ein blindes Vertrauen in Jemanden ſetzet, und ihn in allen Stücken für einen getreuen, aufrichtigen, und rechtſchaffenen Menſchen hält, ſo dann aber erfähret, daß er weder aufrichtig noch rechtſchaffen ſey; beſonders wenn uns dieſes zu wiederholten malen, und ſo gar in Anſehung derer begegnet, die wir für unſere beſten und vertrauteſten Freunde gehalten. Alsdann wird man mißvergnügt, wirft jenen Haß

auf alle Menſchen ohne Unterſchied, und trauet Niemanden mehr die mindeſte Rechtſchaffenheit zu. Haſt du nicht bemerkt, daß es alſo zu gehen pflegt? Sehr oft, antwortete ich. Iſt dieſes aber nicht ſchändlich? und heißt es nicht, ohne die geringſte Einſicht in die menſchliche Natur, von der menſchlichen Geſellſchaft Nutzen haben wollen? Wer nicht ganz ohne Nachdenken iſt, findet hierinn gar leicht die Mittelſtraße, die in der That auch die Wahrheit für ſich hat. Der vollkommen guten oder böſen Menſchen ſind nur ſehr wenige. Die mehreſten halten ungefähr das Mittel zwiſchen beiden Grenzen: — Wie ſagſt du? fragte ich. — So wie etwa, ſprach er, in Anſehung des Größten und Kleinſten, oder der übrigen Eigenſchaften. Was iſt ſeltner, als ein Menſch, Hund oder anderes Geſchöpf, das ſehr groß oder ſehr klein, ſehr ſchnell oder ſehr langſam, außerordentlich ſchön, häßlich, ſchwarz, weiß,

weiß, u. s. w. sey? Und hast du nicht auch bemerkt, daß in allen diesen Dingen, das Aeußerste an beiden Seiten wenig und selten, das Mittelmäßige hingegen am allerhäufigsten angetroffen wird? Mich dünkt es, sprach ich. Meynest du nicht, versetzte er, wenn auf die äußerste Nichtswürdigkeit ein Preis gesetzt würde, daß sehr wenige Menschen denselben verdienen würden? Wahrscheinlicher Weise, antwortete ich. Höchst wahrscheinlicher Weise, fuhr er fort. Jedoch in diesem Punkte findet sich zwischen der Vernunft und zwischen dem menschlichen Geschlechte vielmehr eine Unähnlichkeit, als eine Aehnlichkeit: und ich bin durch deine Fragen auf diesen Abweg verleitet worden. Die Aehnlichkeit ist aber alsdann zu sehen, wann Jemand, ohne gehörige Untersuchung, und ohne Einsicht in die Natur der menschlichen Vernunft, irgend einen Schluß für wahr und bindig hält, und kurz darauf ihn wiederum unwahr

zu finden glaubt, er möchte es nun an und für ſich ſelbſt ſeyn, oder nicht: — vornehmlich wenn dieſes, ſo wie vorhin in Anſehung der Freundſchaft, ſich öfters zugetragen. Alsdann ergehet es ihm, wie jenen berüchtigten Tauſendkünſtlern, die ſo lange was man nur will verfechten und widerlegen, bis ſie ſich einbilden, die Weiſeſten unter den Sterblichen, ja die einzigen zu ſeyn, die da wahrgenommen, daß die Vernunft, ſo wie alle übrigen Dinge auf Erden, nichts Sicheres und Zuverläßiges habe; ſondern daß alles, wie auf dem Euripus, im Meerſtrudel auf und nieder ſchwanke, und keinen Augenblick an ſeiner vorigen Stelle bleibe. Es iſt wahr, ſagte ich. Wie aber, mein lieber Phädon, fuhr er fort: geſetzt, die Wahrheit ſey an und für ſich nicht nur zuverläßig und unveränderlich, ſondern auch dem Menſchen nicht ganz unbegreiflich: und es ließe ſich jemand von dergleichen Vorſpiegelungen von Gründen und

Ge-

Gegengründen, die ſich einander aufheben, dahin verleiten, daß er nicht ſich und ſeiner Unfähigkeit die Schuld gäbe, ſondern aus Unwillen ſie lieber der Vernunft ſelbſt zur Laſt legte, und die übrige Zeit ſeines Lebens alle Vernunftgründe haſſete und verabſcheute, alle Wahrheit und alle Erkenntniß ferne von ſich ſeyn hieſſe: wäre das Unglück dieſes Menſchen nicht bejammernswerth? Beym Jupiter! antwortete ich, ſehr bejammernswerth. Wir müſſen alſo fürs erſte dieſen Irrthum zu vermeiden, und uns zu überzeugen ſuchen, daß nicht die Wahrheit ſelbſt ungewiß und ſchwankend, ſondern unſer Verſtand öfters zu ſchwach ſey, dieſelbe feſte zu halten, und ſich ihrer zu bemeiſtern; daher wir unſere Kräfte und unſern Muth verdoppeln und immer neue Anfälle wagen müſſen. Wir alle ſind dazu verpflichtet, meine Freunde! Ihr des bevorſtehenden Lebens, und ich des Todes halber; ja, ich habe ſo gar einen Bewegungsgrund

dazu, der ziemlich nach gemeiner, unwiſſenden Leute Denkungsart, mehr rechtſüchtig, als wahrheitliebend ſcheinen dürfte. Wenn dieſe etwas Zweifelhaftes zu unterſuchen haben, ſo bekümmern ſie ſich wenig, wie die Sache an ſich ſelber beſchaffen ſey, wenn ſie nur Recht und ihre Meynungen von den Anweſenden Beyfall erhalten. Ich werde von dieſen Leuten nur in Einem Punkte unterſchieden ſeyn. Denn daß ich die Anweſenden von meiner Meynung überführe, iſt bey mir nur eine Nebenabſicht; meine vornehmſte Sorge gehet dahin, mich ſelbſt zu bereden, daß ſie der Wahrheit gemäß ſey, weil ich gar zu großen Vortheil dabey finde. Denn ſiehe, liebſter Freund! ich mache folgenden Schluß: Iſt die Lehre, die ich vortrage, gegründet, ſo thue ich wohl, daß ich mich davon überzeuge; iſt aber den Verſtorbenen keine Hoffnung mehr übrig, ſo gewinne ich wenigſtens dieſes, daß ich meinen Freunden noch vor meinem

Tode

Tode nicht durch Klagen beſchwerlich falle. Ich ergetze mich zuweilen an dem Gedanken, daß alles, was dem geſamten menſchlichen Geſchlechte wahren Treſt und Vortheil bringen würde, wenn es wahr wäre, ſchon deswegen ſehr viel Wahrſcheinlichkeit für ſich habe, daß es wahr ſey. Wenn die Zweifelſüchtigen wider die Lehre von Gott und der Tugend vorwenden, ſie ſey eine bloße politiſche Erfindung, die zum Beſten der menſchlichen Geſellſchaft erdacht worden: ſo möchte ich ihnen allezeit zurufen: O! meine Freunde! erdenket einen Lehrbegriff, welcher der menſchlichen Geſellſchaft ſo unentbehrlich iſt, und ich wette daß er wahr ſey. Das menſchliche Geſchlecht iſt zur Geſelligkeit, ſo wie jedes Glied zur Glückſeligkeit berufen. Alles, was auf eine allgemeine, ſichere und beſtändige Weiſe zu dieſem Endzwecke führen kann, iſt unſtreitig von dem weiſeſten Urheber aller Dinge als ein Mittel gewählt, und

hervorgebracht werden. Dieſe ſchmeichelhafte Vorſtellungen haben ungemein viel Tröſtliches, und zeigen uns das Verhältniß zwiſchen dem Schöpfer und dem Menſchen in dem erquickendſten Lichte: daher ich nichts ſo ſehr wünſche, als mich von der Wahrheit derſelben zu überzeugen. Jedoch, es wäre nicht gut, wenn meine Unwiſſenheit hierüber noch lange dauren ſollte. Nein! ich werde bald davon befreyet werden. — In dieſer Verfaſſung, **Simmias** und **Cebes**! wende ich mich zu euren Einwürfen. Ihr, meine Freunde! wenn ihr meinem Rathe folgen wollet, ſo ſehet mehr auf die Wahrheit, als auf den **Sokrates**. Findet ihr, daß ich der Wahrheit getreu bleibe, ſo gebt mir Beyfall; wo nicht, ſo widerſetzet euch ohne die geringſte Nachſicht: damit ich nicht, aus gar zu guter Meynung, euch und mich ſelbſt hintergehe, und wie eine Biene, die ihren Stachel zurück läßt, von euch ſcheide. —

Wohlan,

Wohlan, meine Freunde! merket auf, und erinnert mich, wo ich etwas von euren Gründen auslassen, oder unrichtig vortragen würde. Simmias räumet ein, daß unser Denkungsvermögen entweder für sich geschaffen seyn, oder durch die Zusammensetzung und Bildung des Körpers hervorgebracht werden muß: Nicht? — Richtig! — In dem ersten Falle, wenn die Seele nehmlich als ein für sich geschaffenes unkörperliches Ding zu betrachten, billiget er ferner die Reihe von Vernunftschlüssen, durch welche wir bewiesen, daß sie nicht mit dem Körper aufhören, durchaus nicht anders vergehen könne, als durch den allmächtigen Wink ihres Urhebers. Wird dieses noch zugegeben, oder stehet unter euch jemand noch an? — Wir stimmten alle willig ein. — Und daß dieser allgütige Urheber kein Werk seiner Hände jemals zernichte: so viel ich mich erinnere, hat auch hieran Niemand gezweifelt. —

Nie-

Niemand. — Aber dieſes befürchtet Simmias: Vielleicht iſt unſer Vermögen zu empfinden und zu denken kein für ſich erſchaffenes Weſen; ſondern, wie die Harmonie, wie die Geſundheit, oder wie das Leben der Pflanzen und der Thiere, die Eigenſchaft eines künſtlich gebildeten Körpers: war es nicht dieſes, was du beſorgteſt? — Eben dieſes, mein Sokrates! — Wir wollen ſehen, ſprach er, ob dasjenige, was wir von unſerer Seele wiſſen, und ſo oft wir wollen erfahren können, nicht deine Beſorgniß unmöglich machet. Was geſchiehet bey der künſtlichſten Bildung oder Zuſammenſetzung der Dinge? werden da nicht gewiſſe Dinge näher zuſammengebracht, die vorhin von einander entfernet waren? — Allerdings! — Sie ſind vorhin mit andern in Verbindung geweſen, und nunmehr werden ſie unter ſich verbunden, und machen die Beſtandtheile des Ganzen aus, das wir ein Zuſam-

ſammengeſetztes nennen? — Gut! — Durch dieſe Verbindung der Theile entſtehet erſtlich in der Art und Weiſe, wie dieſe Beſtandtheile neben einander ſind, eine gewiſſe Ordnung, die mehr oder weniger vollkommen iſt. — Richtig! — So dann werden auch die Kräfte und Wirkſamkeiten der Beſtandtheile durch die Zuſammenſetzung mehr oder weniger verwandelt, nachdem ſie durch Wirkung und Gegenwirkung bald gehemmet, bald befördert, und bald in ihrer Richtung verändert werden: Nicht? — Es ſcheinet. — Der Urheber einer ſolchen Zuſammenſetzung ſiehet bald einzig und allein auf das Nebeneinanderſeyn der Theile: Z. B. bey der Wohlgereimtheit und dem Ebenmaß in der Baukunſt, wo nichts als dieſe Ordnung des Nebeneinanderſeyenden in Betrachtung kömmt; bald hingegen gehet ſeine Abſicht auf die veränderte Wirkſamkeit der Beſtandtheile, und die daraus erfolgte Kraft des

Zu-

Zuſammengeſetzten, wie bey einigen Triebwerken und Maſchinen; ja es giebt dergleichen, wo man deutlich ſiehet, daß der Künſtler ſeyn Abſehen auf beides, auf die Ordnung der Theile und auf die Abänderung ihrer Wirkſamkeit zugleich gerichtet hat. — Der menſchliche Künſtler, ſprach Simmias, vielleicht etwas ſelten, aber der Urheber der Natur ſcheinet dieſe Abſichten allezeit auf das allervollkommenſte verbunden zu haben. — Vortrefflich, verſetzte Sokrates; jedoch ich verfolge dieſe Nebenbetrachtung nicht weiter. Sage mir nur dieſes, mein Simmias! kann durch die Zuſammenſetzung eine Kraft im Ganzen entſtehen, die nicht in der Wirkſamkeit der Beſtandtheile ihren Grund hat? — Wie meynſt du, mein Sokrates! — Wenn alle Theile der Materie, ohne Wirkung und Widerſtand, in einer todten Ruhe nebeneinander lägen würde, die künſtlichſte Ordnung und Verſetzung derſelben, im Ganzen irgend

gend eine Bewegung, einen Widerſtand, überhaupt eine Kraft hervor bringen können? — Es ſcheinet nicht, antwortete Simmias; aus unwirkſamen Theilen kann wohl kein wirkſames Ganzes zuſammengeſetzt werden. — Gut! ſprach er, wir können dieſen Grundſatz alſo annehmen. Allein wir bemerken gleichwohl, daß in dem Ganzen Uebereinſtimmung und Ebenmaß angetroffen werden kann, ob gleich jeder Beſtandtheil für ſich weder Harmonie, noch Ebenmaß hat: wie gehet dieſes zu? Kein einzelner Laut iſt harmoniſch: und gleichwohl machen viele zuſammen eine Harmonie aus. Ein wohlgeordnetes Gebäude kann aus Steinen beſtehen, die weder Ebenmaß noch Regelmäßigkeit haben. Warum kann ich hier aus unharmoniſchen Theilen ein harmoniſches Ganzes, aus regelloſen Theilen ein höchſt regelmäßiges Ganzes zuſammenſetzen? — O! dieſer Unterſchied iſt handgreiflich, verſetzte Simmias

Eben-

Ebenmaß, Harmonie, Regelmäßigkeit, Ordnung, u. ſ. w. können, ohne Mannigfaltigkeit, nicht gedacht werden: denn ſie bedeuten das Verhältniß verſchiedener Eindrücke, wie ſie ſich uns, zuſammengenommen, und in Vergleichung gegeneinander, darſtellen. Es gehört alſo zu dieſen Begriffen ein Zuſammennehmen, eine Vergleichung mannigfaltiger Eindrücke, die zuſammen ein Ganzes ausmachen, und ſie können daher den einzelnen Theilen unmöglich zukommen. – Fahre fort, mein lieber Simmias! rief Sokrates mit einem innern Wohlgefallen über die Scharfſinnigkeit ſeines Freundes; ſage uns auch dieſes: Wenn jeder einzelne Laut nicht einen Eindruck in das Gehör machen ſollte, würde aus vielen wohl eine Harmonie entſtehen können? — Unmöglich! — So auch mit dem Ebenmaße: Jeder Theil muß in das Auge wirken, wenn aus vielen das, was wir Ebenmaß nennen, entſtehen ſoll. — Nothwendiger

dieſer Weiſe. — Wir ſehen alſo auch hier, daß im Ganzen keine Wirkſamkeit entſtehen kann, wo von der Grund nicht in den Beſtandtheilen anzutreffen, und daß alles übrige, was aus den Eigenſchaften der Elemente und Beſtandtheile nicht fließt, wie die Ordnung, Symmetrie, u. ſ. w. einzig und allein in der Art der Zuſammenſetzung zu ſuchen ſey. Sind wir von dieſem Satze überzeugt, meine Freunde? — Vollkommen. — Es kömmt alſo bey jeder, auch der allerkünſtlichſten Zuſammenſetzung der Dinge, zweyerley zu betrachten vor: erſtlich, die Folge und Ordnung der Beſtandtheile in der Zeit oder im Raum; ſodann, die Verbindung der urſprünglichen Kräfte, und die Art und Weiſe, wie ſie ſich im Zuſammengeſetzten äußern. Durch die Anordnung und Lage der Theile werden zwar die Wirkungen der einfachen Kräfte eingeſchränkt, beſtimmt und abgeändert, aber niemals kann durch die Zuſammenſetzung eine

Kraft oder Wirkſamkeit erhalten werden, deren Urſprung nicht in den Grundtheilen zu ſuchen iſt. Ich verweile mich hier ein wenig bey dieſen ſubtilen Grundbetrachtungen, meine Freunde! wie ein Wettläufer, der zu verſchiedenen malen anſetzt, um alsdann mit vermehrtem Triebe fortzueilen, ſich um das Ziel herum zuſchwenken, und, wenn ihm die Götter Glück und Ruhm beſchieden, den Sieg davon zu tragen. Erwäge es mit mir, mein lieber **Simmias**! wenn unſer Vermögen zu empfinden und zu denken kein für ſich erſchaffenes Weſen, ſondern eine Eigenſchaft des Zuſammengeſetzten ſeyn ſoll: muß es nicht entweder, wie Harmonie und Ebenmaß, aus einer gewiſſen Lage und Ordnung der Theile erfolgen, oder, wie die Kraft des Zuſammengeſetzten, ſeinen Urſprung in der Wirkſamkeit der Beſtandtheile haben? — Allerdings, da, wie wir geſehen, kein Drittes ſich gedenken läßt. — In Anſehung

der

der Harmonie haben wir geſehen, daß z. B. jeder einzelne Laut nichts Harmoniſches hat, und die Uebereinſtimmung bloß in Gegeneinanderhaltung und Vergleichung verſchiedener Laute beſtehe: Nicht? — Richtig! — Eine gleiche Bewandniß hat es mit der Symmetrie und Regelmäßigkeit eines Gebäudes: ſie beſtehet in der Zuſammenfaſſung und Vergleichung vieler einzelnen unregelmäßigen Theile. Dieſes iſt nicht zu leugnen. Aber dieſe Vergleichung und Gegeneinanderhaltung, iſt ſie wohl etwas anders, als die Wirkung des Denkungsvermögens? und wird ſie, außer dem denkenden Weſen, irgendwo in der Natur anzutreffen ſeyn? — **Simmias** wußte nicht, was er hierauf antworten ſollte. — In der undenkenden Natur, fuhr **Sokrates** fort, ſolgen einzelne Laute, einzelne Steine auf und neben einander. Wo iſt hier Harmonie, Symmetrie, oder Regelmäßigkeit? Wenn kein denkendes Weſen hinzu-

kömmt, das die mannigfaltigen Theile zuſammennimmt, gegeneinander hält, und in dieſer Vergleichung eine Uebereinſtimmung wahrnimmt, ſo weiß ich ſie nirgend zu finden; oder weiſt du, mein lieber Simmias! in der ſeelenloſen Natur ihre Spur aufzuſuchen? — Ich muß mein Unvermögen bekennen, war ſeine Antwort, ob ich gleich merke, wohin dieſes abzielet. — Eine glückliche Vorbedeutung! rief Sokrates, wenn den Gegner ſelbſt ſeine Niederlage ahndet. Antworte mir indeſſen unverdroſſen, mein Freund! denn du haſt keinen geringen Theil an dem Siege, den wir über dich ſelbſt zu erhalten hoffen: Kann der Urſprung einer Sache aus ihren eignen Wirkungen erkläret werden? — Auf keinerley Weiſe. — Ordnung, Ebenmaß, Harmonie, Regelmäßigkeit, überhaupt alle Verhältniſſe, die ein Zuſammennehmen und Gegeneinanderhalten des Mannigfaltigen erfodern, ſind Wirkungen des Den-

kungs-

kungsvermögens. Ohne Hinzuthun des denkenden Weſens, ohne Vergleichung und Gegeneinanderhaltung der mannigfaltigen Theile iſt das regelmäßigſte Gebäude ein bloßer Sandhaufen, und die Stimme der Nachtigall nicht harmoniſcher, als das Aechzen der Nachteule. Ja ohne dieſe Wirkung giebt es in der Natur kein Ganzes, das aus vielen außer einander ſeyenden Theilen beſtehet; denn dieſe Theile haben ein jedes ſein eignes Daſeyn, und ſie müſſen gegen einander gehalten, verglichen, und in Verbindung betrachtet werden, wenn ſie ein Ganzes ausmachen ſollen. Das denkende Vermögen, und dieſes allein in der ganzen Natur, iſt fähig, durch eine innerliche Thätigkeit Vergleichungen, Verbindungen und Gegeneinanderhaltungen wirklich zu machen: daher der Urſprung alles Zuſammengeſetzten, der Zahlen, Größen, Symmetrie, Harmonie u. ſ. w. in ſo weit ſie ein Vergleichen und Gegeneinanderhal-

ten erfordern, einzig und allein in dem denkenden Vermögen zu ſuchen ſeyn muß. Und da dieſes zugegeben wird, ſo kann ja dieſes Denkungsvermögen ſelbſt, dieſe Urſache aller Vergleichung und Gegeneinanderhaltung, unmöglich aus dieſen ihren eigenen Verrichtungen entſpringen, unmöglich in einer Verhältnißharmonie, Symmetrie, unmöglich in einem Ganzen beſtehen, das aus außereinander ſeyenden Theilen zuſammengeſetzt iſt: denn alle dieſe Dinge ſetzen die Wirkungen und Verrichtungen des denkenden Weſens voraus, und können nicht anders, als durch dieſelben, wirklich werden. — Dieſes iſt ſehr deutlich, verſetzte Simmias. — Da ein jedes Ganzes, das aus Theilen, die außer einander ſind, beſtehet, ein Zuſammennehmen und Vergleichen dieſer Theile zum voraus ſetzet, dieſes Zuſammennehmen und Vergleichen aber die Verrichtung eines Vorſtellungsvermögens ſeyn muß: ſo kann ich den Urſprung dieſes

ſes

ſes Vorſtellungsvermögens ſelbſt nicht in ein Ganzes ſetzen, das aus ſolchen auseinanderſetzenden Theilen beſtehet, ohne eine Gabe durch ihre eigenen Verrichtungen entſtehen zu laſſen. Und eine ſolche Unvereinbarkeit haben die Tabelleher ſelbſt, ſo viel ich weiß, noch niemals gewagt. Niemand hat noch den Urſprung einer Flöte in das Zuſammenſtimmen ihrer Töne, oder den Urſprung des Sonnenlichts in den Regenbogen geſetzt. — Wie ich vermerke, mein lieber Sokrates! iſt nunmehro auch der Ueberreſt unſers Zweifels dahin. — Er verdienet indeſſen beſonders erwogen zu werden, erwiederte jener, wenn ich anders durch dieſe dornigten Unterſuchungen eure Geduld nicht ermüde. Wage es immer, Freund! rief ihm Kriton zu, auch die Geduld dieſer auf die Probe zu ſetzen. Du haſt der meinigen wenigſtens nicht geſchonet, als ich heute früh auf die Ausführung eines Vorſchlages drang; — Nichts

von einer Sache, fiel ihm Sokrates in das Wort, die nunmehr ihre zuverläßige Richtigkeit hat. Wir haben hier Dinge zu unterſuchen, die noch dem Zweifel unterworfen zu ſeyn ſcheinen. Zwar dieſes nicht mehr, daß unſer Vermögen zu empfinden und zu denken in der Lage, Bildung, Ordnung und Harmonie der körperlichen Beſtandtheile zu ſuchen ſeyn ſollte: dieſes haben wir, ohne weder der Allmacht noch der Weisheit Gottes zu nahe zu treten, als unmöglich verwerfen. Aber vielleicht iſt dieſes denkende Vermögen, eine von den Thätigkeiten des Zuſammengeſetzten, die von der Lage und Bildung der Theile weſentlich unterſchieden, und dennoch nirgend anders, als im Zuſammengeſetzten, anzutreffen ſind? Iſt dieſes nicht der einzige Ueberreſt des Zweifels, den wir beſtreiten? mein werther Simmias! — Richtig! — Wir wollen alſo dieſen Fall ſetzen, fuhr Sokrates fort, und annehmen, unſere

Seele

Seele ſey eine **Wirkſamkeit** des Zuſammengeſetzten. Wir haben gefunden, daß alle Wirkſamkeiten des Zuſammengeſetzten aus den Kräften der Beſtandtheile fließen müſſen: werden alſo nach unſerer Vorausſetzung, die Beſtandtheile unſers Körpers nicht Kräfte haben müſſen, aus denen im Zuſammengeſetzten das Vermögen zu denken reſultiret? — Allerdings! — Aber die Kräfte dieſer Beſtandtheile, von welcher Natur und Beſchaffenheit wollen wir ſie annehmen? ſollen ſie der denkenden Thätigkeit ähnlich oder unähnlich ſeyn? — Dieſe Frage begreife ich nicht recht, war **Simmias** Antwort. — Eine einzelne Sylbe, ſprach **Sokrates**, hat mit der ganzen Rede dieſes gemein, daß ſie vernehmlich iſt; aber die ganze Rede hat einen Verſtand, die Sylbe keinen: Nicht? — Richtig! — Indem alſo nur jede Sylbe ein zwar vernehmliches, aber verſtandleeres Gefühl erregt, ſo entſpringet aus ih-

rem Inbegriffe dennoch ein verſtändiger Sinn, der auf unſere Seele wirkt. Allhier reſultiret die Wirkſamkeit des Ganzen aus den Kräften der Theile, die ihnen unähnlich ſind. — Dieſes läßt ſich begreifen. — In Anſehung der Harmonie, Ordnung und Schönheit haben wir ein gleiches wahrgenommen. Das Wohlgefallen, das ſie in der Seele wirken, entſpringet aus den Eindrücken der Beſtandtheile, deren jeder weder Wohlgefallen noch Miſſallen erregen kann. — Gut! — Abermals ein Beyſpiel, daß die Thätigkeit des Ganzen aus Kräften der Beſtandtheile, die ihnen unähnlich ſind, entſpringen könne. — Ich gebe es zu. — Ich weiß nicht, ob ich nicht vielleicht zu weit gehe, mein Freund! aber ich ſtelle mir vor, alle Thätigkeiten körperlicher Dinge können aus ſolchen Kräften des Urſtoffs entſpringen, die ihnen ganz unähnlich ſind. Die Farbe z. B. kann vielleicht in ſolche Eindrücke aufgelöſet wer-

den,

den, die nichts gefärbtes haben, und die Bewegung ſelbſt entſpringet vielleicht aus urſprünglichen Kräften, die nichts weniger als Bewegung ſind. — Dieſes würde einen Beweis erfodern, ſprach Simmias. — Es iſt aber vorjetzt nicht nöthig, daß wir uns hierbey aufhalten, ſprach jener, es iſt genug, daß ich durch Beyſpiele erläutert, was ich unter den Worten verſtehe: die Wirkſamkeit des Ganzen könne aus Kräften der Beſtandtheile, die ihnen unähnlich ſind, entſpringen. Iſt dieſes nunmehro deutlich? — Vollkommen! — Nach unſrer Vorausſetzung alſo müſſen die Kräfte der Beſtandtheile entweder ſelbſt Vorſtellungskräfte, und alſo der Kraft des Ganzen, die aus ihnen entſpringen ſoll ähnlich, oder von einer ganz andern Beſchaffenheit, und daher unähnlich ſeyn. Giebt es ein Drittes? Unmöglich! — Antworte nur aber auch auf dieſes, mein Lieber! Wenn aus einfachen Kräften eine

von

von ihnen verſchiedene Kraft im Zuſammengeſetzten entſpringen ſoll, wo kann dieſe Verſchiedenheit anzutreffen ſeyn? Außer dem denkenden Weſen ſind die Kräfte des Ganzen nichts anders, als die einzelnen Kräfte der einfachen Beſtandtheile, wie ſie ſich durch Wirkungen und Gegenwirkungen einander abändern, und einſchränken. Von dieſer Seite findet alſo die Unähnlichkeit nicht ſtatt, und wir müſſen abermals unſere Zuflucht zu dem denkenden Weſen nehmen, das die Kräfte in Verbindung und zuſammengenommen ſich anders vorſtellet, als ſie dieſelben einzeln und ohne Verbindung denken würde. Ein Beyſpiel hievon ſiehet man, außer der Harmonie, auch an den Farben. Bringet zwo verſchiedene Farben in einen ſo kleinen Raum zuſammen, daß ſie das Auge nicht unterſcheiden kann: ſo werden ſie in der Natur noch immer getrennet, und iſolirt bleiben; aber unſere Empfindung wird ſich gleichwohl aus

der-

derſelben eine Dritte zuſammenſetzen, die mit jenen nichts gemein hat. Eine ähnliche Beſchaffenheit hat es mit dem Geſchmack, und, wo ich nicht irre, mit allen unſern Fühlungen und Empfindungen überhaupt. Sie können durch die Zuſammenſetzung und Verbindung zwar an und für ſich nicht anders werden, als ſie einzeln ſind; wohl aber dem denkenden Weſen, das ſie nicht deutlich auseinander ſetzen kann, anders ſcheinen, als ſie ohne Verbindung ſcheinen würden. — Dieſes kann zugegeben werden, ſprach **Simmias**. — Kann alſo das denkende Weſen ſeinen Urſprung in einfachen Kräften haben, die nicht denkend ſind? — Unmöglich! da wir vorhin geſehen, daß das Vermögen zu denken in keinem Ganzen, das aus vielen beſtehet, ſeinen Urſprung haben könne. — Ganz recht! erwiederte **Sokrates**: das Zuſammennehmen der einfachen Kräfte, aus welchen eine unähnliche Kraft des Zuſammengeſetzten entſprin-

ſpringen ſoll, ſetzet ein denkendes Weſen zum voraus, dem ſie in Verbindung anders ſcheinen, als ſie ſind; daher kann aus dieſem Zuſammennehmen, aus dieſer Verbindung unmöglich das denkende Weſen entſpringen. Wenn alſo das Empfinden und Denken, mit einem Worte, das Vorſtellen eine Kraft des Zuſammengeſetzten ſeyn ſoll: müſſen die Kräfte der Beſtandtheile nicht der Kraft des Ganzen ähnlich und folglich gleichfalls Vorſtellungskräfte ſeyn? — Wie wäre es anders möglich, nachdem es kein Drittes geben kann? — Und die Theile dieſer Beſtandtheile, ſo weit nur immer die Theilbarkeit reichen kann, müſſen dieſe nicht auch dergleichen Vorſtellungsthätigkeiten haben? — Unſtreitig! da jeder Beſtandtheil wieder ein Ganzes iſt, das aus kleinern Theilen beſtehet, und unſre Vernunftſchlüſſe ſo lange fortgeſetzet werden können, bis wir auf Grundtheile kommen, die einfach ſind und nicht

aus

aus vielen bestehen. — Sage mir, mein lieber **Simmias!** finden wir nicht in unsrer Seele eine fast unendliche Menge von Begriffen, Erkenntnissen, Neigungen, Leidenschaften, die uns unaufhörlich beschäfftigen? — Allerdings! — Wo wären diese in den Theilen anzutreffen? Entweder zerstreuet, einige in diesem, andere in jenem, ohne jemals wiederholt zu werden; oder es giebt wenigstens ein einziges unter ihnen, das alle diese Erkenntniße, Begierden und Abneigungen, so viel ihrer in unsrer Seele anzutreffen, vereiniget und in sich fasset. — Nothwendig eines von beiden, gab **Simmias** zur Antwort, und wie mich dünkt dürfte der erste Fall unmöglich seyn: denn alle Vorstellungen und Neigungen unsers Geistes sind so nuancirt verknüpft und vereiniget, daß sie nothwendig auch irgend wo ungetrennt zugegen seyn müssen. — Du eilst mir mit starken Schritten entgegen, mein lieber Simmias! Wir wer-

den

den weder uns erinnern, noch überlegen, noch vergleichen, noch denken können, ja wir würden nicht einmal die Perſon ſeyn, die wir vor einem Augenblick geweſen, wenn unſere Begriffe unter vielen vertheilet und nicht irgend wo zuſammen in ihrer genaueſten Verbindung anzutreffen wären. Wir müſſen alſo wenigſtens eine Subſtanz annehmen, die alle Begriffe der Verſtandtheile vereiniget, und dieſe Subſtanz wird ſie aus Theilen zuſammengeſetzt ſeyn können? — Unmöglich, ſonſt brauchen wir wieder ein Zuſammennehmen und Gegeneinanderhalten, damit aus den Theilen ein Ganzes werde, und wir kommen wiederum dahin, wo wir ausgegangen ſind. — Sie wird alſo einfach ſeyn? — Nothwendig. — Auch unausgedehnt? denn das Ausgedehnte iſt theilbar, und das Theilbare nicht einfach: — Richtig! — Es giebt alſo in unſerm Körper wenigſtens eine einzige Subſtanz, die

nicht

nicht ausgedehnt, nicht zusammengesetzt, sondern einfach ist, eine Vorstellungskraft hat, und alle unsere Begriffe, Vorurtheile und Neigungen in sich vereinigt. Was hindert uns, diese Substanz Seele zu nennen? — Es ist gleichviel, vortrefflicher Freund! erwiederte **Simmias**, welchen Namen wir ihr geben, genug daß mein Einwurf bey ihr nicht statt findet, und alle deine Vernunftschlüsse, die du für die Unvergänglichkeit des denkenden Wesens vorgebracht, nunmehr unumstößlich sind. — Lasset uns noch dieses in Erwägung ziehen, versetzte jener: Wenn viele dergleichen Substanzen in einem menschlichen Körper zusammen wären, ja wenn wir alle Grundelemente unsers Körpers für Substanzen von dieser Natur halten wollten, würden meine Vernunftgründe für die Unvergänglichkeit dadurch etwas von ihrer Bündigkeit verlieren? oder würde uns eine solche Voraussetzung

zung nicht vielmehr nöthigen, ſtatt Eines unvergänglichen Geiſtes, viele zu geſtatten, und alſo mehr einzuräumen, als wir zu unſerm Vorhaben verlangten? Denn eine jede von dieſen Subſtanzen würde, wie wir vorhin geſehen, den ganzen Inbegriff aller Vorſtellungen, Wünſche und Begierden, des ganzen Menſchen in ſich faſſen, und alſo, was den Umfang der Erkenntniß betrifft, würde ihre Kraft nicht eingeſchränkter ſeyn können, als die Kraft des Ganzen. — Unmöglich eingeſchränkter. — Und wie an Deutlichkeit, Wahrheit, Gewißheit und Leben der Erkenntniß? Setze viele verworrene, mangelhafte und ſchwankende Begriffe neben einander, wird dadurch ein aufgeklärter, vollſtändiger und beſtimmter Begriff hervorgebracht? — Es ſcheinet nicht. — Wo nicht ein Geiſt hinzu kömmt, der ſie vergleichet, und durch Nachdenken und Ueberlegen ſich eine vollkommenere Erkenntniß aus derſelben ſelbſt bildet: ſo hören

ſie

ſie in Ewigkeit nicht auf viele verworrene, mangelhafte und ſchwankende Begriffe zu ſeyn. — Richtig! — Die Beſtandtheile des Menſchen würden alſo Vorſtellungen haben müſſen, die eben ſo deutlich, eben ſo wahr, eben ſo vollkommen ſind, als die Vorſtellungen des Ganzen; denn aus weniger deutlichen, weniger wahren u. ſ. w. läßt ſich keiner durch Zuſammenſetzen herausbringen, der einen größern Grad von dieſen Vollkommenheiten haben ſollte. — Dieſes iſt nicht zu leugnen. — Heißt aber dieſes nicht, ſtatt Eines vernünftigen Geiſtes, den wir in jeden menſchlichen Körper ſetzen wollten, ganz ohne Noth eine unzählige Menge derſelben annehmen? — Freylich! — Und dieſe Menge der denkenden Subſtanzen ſelbſt wird ſich wahrſcheinlicher Weiſe an Vollkommenheit einander nicht gleich ſeyn; denn dergleichen unnütze Verviefältigungen finden in dieſem wohl geordneten Weltall nicht ſtatt. — Die allerhöchſte

Vollkommenheit ihres Schöpfers, antwortete **Simmias**, läßt uns dieſes mit Zuverläßigkeit ſchließen. — Alſo wird eine unter den denkenden Subſtanzen, die wir in den menſchlichen Körper geſetzt, die vollkommenſte unter ihnen ſeyn, und folglich die deutlichſten und aufgeklärteſten Begriffe haben: Nicht? — Nothwendiger Weiſe! — Dieſe einfache Subſtanz, die unausgedehnt iſt, Vorſtellungsvermögen beſitzt, die vollkommenſte unter den denkenden Subſtanzen iſt, die in mir wohnen, und alle Begriffe, deren ich mir bewußt bin, in eben der Deutlichkeit, Wahrheit, Gewißheit, u. ſ. w. in ſich faſſet, iſt dieſes nicht meine Seele? — Nichts anders, mein theurer **Sokrates**! — Mein lieber **Simmias**! nunmehr iſt es Zeit, einen Blick hinter uns auf den Weg zu werfen, den wir zurück gelegt. Wir haben voraus geſetzt, das Denkungsvermögen ſey eine Eigenſchaft des Zuſammengeſetzten, und, wie

wun-

wunderbar! aus dieſer Vorausſetzung ſelbſt brin-
gen wir, durch eine Reihe von Vernunftſchlüſſen,
den ſchnurſtracks entgegengeſetzten Satz heraus,
daß nehmlich das Empfinden und Denken noth-
wendig Eigenſchaften des Einfachen und nicht Zu-
ſammengeſetzten ſeyn müßten: iſt dieſes nicht ein
hinlänglicher Beweis, daß jene Vorausſetzung un-
möglich, ſich ſelbſt widerſprechend, und alſo zu
verwerfen ſey? — Niemand kann dieſes in Zwei-
fel ziehen. — Ausdehnung und Bewegung, fuhr
Sokrates fort, in dieſe Grundbegriffe läßt ſich,
wie wir geſehen, alles auflöſen, was dem Zuſam-
mengeſetzten zukommen kann; die Ausdehnung
iſt der Stoff, und die Bewegung die Quelle, aus
welchen die Veränderungen entſpringen. Beyde
zeigen ſich in der Zuſammenſetzung unter tau-
ſend mannigfaltigen Geſtalten, und ſtellen in der
körperlichen Natur die unendliche Reihe wunder-
voller Bildungen dar, vom kleinſten Sonnen-

ſtäublein, bis zu jener Herrlichkeit der himmliſchen Syhären, die von den Dichtern für den Sitz der Götter gehalten werden. Alle kommen darinn überein, daß ihr Stoff Ausdehnung, und ihre Wirkſamkeit Bewegung iſt. Aber Wahrnehmen, Vergleichen, Schließen, Begehren, Wollen, Luſt und Unluſt empfinden, erfodern eine von Ausdehnung und Bewegung ganz verſchiedene Beſtandheit, einen andern Grundſtoff, andere Quellen der Veränderungen. In einem einfachen Grundweſen muß hier vieles vorgeſtellet, das Außereinanderſeyende zuſammen begriffen, das Mannigfaltige gegeneinander gehalten, und das Verſchiedene in Vergleichung gebracht werden. Was in dem weiten Raum der Körperwelt zerſtreuet iſt, dränget ſich hier, ein Ganzes auszumachen, wie in einem Punkt zuſammen, und was nicht mehr iſt wird in dem gegenwärtigen Augenblick mit dem, was noch werden ſoll, in Ver-

glei-

kleidung gebracht. Allhier erkenne ich weder Ausdehnung noch Farbe, weder Ruhe noch Bewegung, weder Raum noch Zeit, sondern ein innerlich wirksames Wesen, das Ausdehnung und Farbe, Ruhe und Bewegung, Raum und Zeit sich vorstellet, verbindet, trennet, vergleichet, wählet, und noch tausend anderer Beschaffenheiten fähig ist, die mit Ausdehnung und Bewegung nicht die mindeste Gemeinschaft haben. Lust und Unlust, Begierden und Verabscheuungen, Hoffnung und Furcht, Glückseligkeit und Elend, sind keine Ortveränderungen kleiner Erdstäublein. Bescheidenheit, Menschenliebe, Wohlwollen, das Entzücken der Freundschaft und das hohe Gefühl der Gottesfurcht sind etwas mehr, als die Wallungen des Geblüts, und das Schlagen der Pulsadern, von welchen sie begleitet zu werden pflegen. Dinge von so verschiedener Art, mein lieber **Simmias!** von so verschiedenen Ei-

genſchaften können, ohne die äußerſte Unachtſamkeit, nicht mit einander verwechſelt werden. — Ich bin völlig befriediget, war Simmias Antwort. — Noch eine kleine Anmerkung, verſetzte jener, bevor ich mich zu dir wende, mein Cebes! Das erſte, was wir von dem Körper und ſeinen Eigenſchaften wiſſen, iſt es etwas mehr, als die Art und Weiſe, wie er ſich unſern Sinnen darſtellet? —

Etwas deutlicher, mein lieber Sokrates! — Ausdehnung und Bewegung ſind Vorſtellungen des denkenden Weſens von dem, was außer ihm wirklich iſt: Nicht? — Zugegeben! — Wir mögen die zuverläßigſten Gründe haben, verſichert zu ſeyn, daß die Dinge außer uns nicht anders ſind, als ſie uns ohne Hinderniß erſcheinen: gehet nicht aber dieſem ohngeachtet allezeit die Vorſtellung ſelbſt voran, und die Verſicherung, daß ihr Gegenſtand wirklich iſt, folget nachher? — Wie iſt es anders möglich, verſetzte Simmias,

da

da wir vom Daſeyn der Dinge auſſer uns nicht anders, als durch ihre Eindrücke benachrichtiget werden können? — In der Reihe unſerer Erkenntniß gehet alſo allezeit das denkende Weſen voran, und das ausgedehnte Weſen folget; wir erfahren zuerſt, daß Begriffe, und folglich ein begreifendes Weſen, wirklich ſeyn, und von ihnen ſchließen wir auf das wirkliche Daſeyn des Körpers und ſeine Eigenſchaften. Wir können uns von dieſer Wahrheit auch dadurch überzeugen, weil der Körper, wie wir vorhin geſehen, ohne Verrichtung des denkenden Weſens kein Ganzes ausmachen, und die Bewegung ſelbſt, ohne Zuſammenhalten des Vergangenen mit dem Gegenwärtigen, keine Bewegung ſeyn würde. Wir mögen die Sache alſo betrachten von welcher Seite wir wollen, ſo ſtößt uns allezeit die Seele mit ihren Verrichtungen zuerſt auf, und ſodann folget der Körper mit ſeinen Veränderungen. Das

Begreifende geben allezeit vor dem bloß Begreiflichen her. — Dieſer Begriff ſcheinet fruchtbar, meine Freunde, ſprach **Cebes**! — Wir können die ganze Kette von Weſen, fuhr **Sokrates** fort, vom Unendlichen an, bis auf das kleinſte Stäubchen in drey Glieder eintheilen. Das erſte Glied begreift, kann aber von andern nicht begriffen werden: dieſes iſt der einzige, deſſen Vollkommenheit alle endlichen Begriffe überſteigt. Die erſchaffenen Geiſter und Seelen machen das zweyte Glied: Dieſe begreifen und können von andern begriffen werden. Die Körperwelt iſt das letzte Glied, die nur von andern begriffen werden, aber nicht begreifen kann. Die Gegenſtände dieſes letzten Gliedes ſind, ſo wohl in der Reihe unſerer Erkenntniß, als im Daſeyn ſelbſt, außer uns, allezeit die hinterſten in der Ordnung, indem ſie allezeit die Wirklichkeit eines begreifenden Weſens vorausſetzen: wollen wir dieſes einräumen?

men? — Wir können nicht anders, ſprach **Simmias**, nachdem das vorige alles hat zugegeben werden müſſen. — Und gleichwohl, fuhr **Sokrates** fort, nimmt die Meynung der Menſchen mehrentheils den Rückweg von dieſer Ordnung. Das erſte, davon wir verſichert zu ſeyn glauben, iſt der Körper und ſeine Veränderungen; dieſe bemeiſtern ſich ſo ſehr aller unſerer Sinne, daß wir eine Zeit lang das materielle Daſeyn für das einzige, und alles übrige für Eigenſchaften deſſelben halten. — Mich freuet es, ſprach **Simmias**, daß du ſelbſt, wie du nicht undeutlich zu verſtehen giebſt, dieſen verkehrten Weg gegangen biſt. — Allerdings, mein Lieber! verſetzte **Sokrates**. Die erſten Meynungen aller Sterblichen ſind ſich einander ähnlich. Dieſes iſt die Rhede, von welcher ſie insgeſamt ihre Fahrt antreten. Sie irren, die Wahrheit ſuchend, auf den Meeren der Meynungen auf und nieder, bis ihnen Vernunft und Nachdenken, die Kinder Jupiters, in die

Segel leuchten, und eine glückliche Anlandung verkündigen. Vernunft und Nachdenken führen unſern Geiſt von den ſinnlichen Eindrücken der Körperwelt zurück in ſeine Heimat, in das Reich der denkenden Weſen, vorerſt zu ſeines Gleichen, zu erſchaffenen Weſen, die, ihrer Endlichkeit halber, auch von andern gedacht und deutlich begriffen werden können. Von dieſen erheben ſie ihn zu jener Urquelle des Denkenden und Gedenkbaren, zu jenem alles begreifenden, aber allen unbegreiflichen Weſen, von dem wir, zu unſerm Troſte, ſo viel wiſſen, daß alles, was in der Körperwelt und in der Geiſterwelt gut, ſchön und vollkommen iſt, von ihm ſeine Wirklichkeit hat, und durch ſeine Allmacht erhalten wird. Mehr braucht es nicht zu unſerer Beruhigung, zu unſerer Glückſeligkeit in dieſem und in jenem Leben, als von dieſer Wahrheit überzeugt, gerührt, und in dem Innerſten unſers Herzens ganz durchdrungen zu ſeyn.

Ende des Zweyten Abſchnitts.

Dritter Abſchnitt.

Nach einigem Stillſchweigen wendete ſich **Sokrates** zum **Cebes** und ſprach: Mein lieber **Cebes**! ſeitdem du von dem Weſen der Unſterblichen richtigere Begriffe erlangt haſt, was dünkt dich von den Fabellehrern, die öfters einen Gott auf die Verdienſte eines Sterblichen neidiſch, und wider denſelben bloß aus Mißgunſt feindlich geſinnt ſeyn laſſen? — Du weißt' es, **Sokrates**, was wir von dergleichen Lehrern und ihren Erdichtungen zu halten gelernt haben. — Haß und Neid, dieſe niederträchtigen Leidenſchaften, die die menſchliche Natur ſo ſehr entehren, müſſen der göttlichen Heiligkeit ſchnurſtracks widerſprechen. — Ich bin hievon überzeugt. — Du glaubſt alſo nunmehr zuverläßig, und ohne die geringſte Bedenklichkeit, daß du, wir, und alle unſere Nebenmenſchen von jenem allerheiligſten Weſen,

das uns hervorgebracht, nicht beneidet, nicht gehaßt, nicht verfolgt, ſondern auf das zärtlichſte geliebt werden? — Richtig! — In dieſer feſten Ueberzeugung kann dir niemals die mindeſte Furcht anwandeln, daß der Allerhöchſte dich zur ewigen Qual berufen, und, ſchuldig oder unſchuldig, unaufhörlich würde elend ſeyn laſſen? — Niemals, niemals! rief **Apollodorus**, an den die Frage doch gar nicht gerichtet geweſen, und **Cebes** begnügte ſich einzuſtimmen. — Wir wollen dieſen Satz, fuhr **Sokrates** fort, **daß uns Gott nicht zum ewigen Elende beſtimmt**, zum Maßſtabe für die Gewißheit unſerer Erkenntniß annehmen, ſo oft von zukünftigen Dingen die Rede iſt, die einzig und allein von dem Willen des Allerhöchſten abhängen. Aus der Natur und den Eigenſchaften erſchaffener Dinge läßt ſich in dieſem Falle nichts mit Gewißheit ſchließen: denn aus dieſen folgen nur die

jenigen Sätze, die an und für ſich unveränderlich ſind, und alſo von der Erkenntniß des Allerhöchſten, nicht von ſeinem Gutfinden, abhängen. Zu den göttlichen Vollkommenheiten müſſen wir uns in dergleichen Unterſuchungen wenden, und zu erforſchen ſuchen, was mit denſelben übereinſtimmt, und was ihnen widerſpricht. Wovon wir überzeugt ſind, daß es denſelben nicht gemäß ſey, das können wir verwerfen, und für ſo unmöglich halten, als wenn es mit der Natur und dem Weſen des unterſuchten Dinges ſelbſt ſtritte. Eine ähnliche Frage iſt die, mein **Cebes**! die wir auf Veranlaſſung deines Einwurfs nunmehr zu unterſuchen haben. Du räumeſt es ein, mein Freund, daß die Seele ein einfaches Weſen ſey, das ohne den Körper, ſeine eigne Beſtandheit hat: Nicht? — Richtig! — Du giebſt ferner zu, daß ſie unvergänglich ſey? — Hievon bin ich überzeugt. — So weit, fuhr **Sokrates** fort,

ha-

haben uns unſere Begriffe von der Natur der Ausdehnung und der Vorſtellung geführet. Aber nunmehro entſtehen Zweifel über das zukünftige Schickſal des menſchlichen Geiſtes, das in ſo weit einzig und allein von dem Willen und von dem Gutfinden des Allerhöchſten abhängt. Wird er den Geiſt des Menſchen in einem wachenden Zuſtande, des Gegenwärtigen und des Vergangenen wohl bewußt, in Ewigkeit fortdauren laſſen? oder hat er denſelben beſtimmt, mit dem Hintritt ſeines Körpers in einen dem Schlaf ähnlichen Zuſtand zu verſinken, und niemals zu erwachen? War es dieſes nicht, was dir noch ungewiß ſchien? — Eben dieſes, mein **Sokrates**. — Daß eine gänzliche Beraubung alles Bewußtſeyns, aller Beſinnung, wenigſtens auf eine kurze Zeit, nicht unmöglich ſey, lehret Schlaf, Ohnmacht, Schwindel, Entzücken, und tauſend andere Erfahrungen. Zwar iſt die Seele, in allen dieſen

Fäl-

len, noch an ihren Körper gefeſſelt, und muß ſich nach der Beſchaffenheit des Gehirns richten, das ihr in allen dieſen Schwachheiten nichts als unmerkliche, leicht verlöſchliche Züge darbeut. Hiervon iſt kein Schluß auf den Zuſtand unſerer Seele, nach ihrer Scheidung von dem Körper, zu ziehen; weil alsdann die Gemeinſchaft zwiſchen dieſen verſchiedenen Weſen aufgehoben wird, der Körper aufhört das Werkzeug der Seele zu ſeyn, und die Seele ganz andern Geſetzen folgen muß, als die ihr hienieden vorgeſchrieben ſind. Indeſſen iſt es genug für unſere Ungewißheit, daß ein völliger Mangel des Bewußtſeyns der Natur eines Geiſtes nicht widerſpricht; denn wenn dieſes iſt, ſo ſcheinet unſere Furcht nicht ganz ungegründet. — Aber wenn wir von dieſem fürchterlichen Zweifel befreyet zu ſeyn wünſchen, können wir etwas mehr verlangen, als die Vergewiſſerung, daß unſere Beſorgniß den Abſichten Gottes

zuwider laufe, und von demſelben ebenſo wenig, als das ewige Elend ſeiner Geſchöpfe, hat beliebt werden können? — Freylich, war Cebes Antwort, wenn wir nicht eine Ueberzeugung verlangen, die der Natur der unterſuchten Sache zuwiderläuft. Als ich dir meine Zweifel vorbrachte, mein theurer Freund! habe ich ſelbſt einige aus den Abſichten des Schöpfers entlehnte Gründe angezeigt, die dem Lehrgebäude höchſt wahrſcheinlich machen: ich wünſche ſie aber aus deinem Munde zu empfangen, und meine Freunde wünſchen es mit mir. — Ich verſuche es, ſprach Sokrates, ob ich euch Einige leiſten kann. Antworte mir mein Cebes! wenn du befürchteſt, mit dem Tode auf ewig alles Bewußtſeyn deiner ſelbſt, alles Gefühl deines Daſeyns zu verlieren, beſorgeſt du etwa, daß dieſes Schickſal dem geſamten menſchlichen Geſchlechte, oder nur einem Theil deſſelben bevorſtehe? Werden wir alle von dem Tode hin-

ge-

gerafft, und, in der Sprache der Dichter zu reden, von ihm in die Arme ſeines ältern Bruders, des ewigen Schlafes, getragen? oder ſind einige von den Erdbewohnern beſtimmt, von jener himmliſchen Aurora zur Unſterblichkeit aufgeweckt zu werden? So bald wir einräumen, daß einem Theil des menſchlichen Geſchlechts die wahre Unſterblichkeit beſchieden iſt: ſo zweifelt **Cebes** wohl nicht einen Augenblick, daß dieſe Seligkeit den Gerechten, den Freunden der Götter und Menſchen vorbehalten ſey? — Nein, mein **Sokrates**! Die Götter theilen den ewigen Tod ſo ungerecht nicht aus, als die Athenienſer den zeitlichen. Ich bin überdem der Meynung, daß in dem weiſeſten Plane der Schöpfung ähnliche Weſen auch ähnliche Beſtimmungen haben, und mithin dem geſamten menſchlichen Geſchlechte nach dieſem Leben ein ähnliches Schickſal bevorſtehen müſſe. Entweder ſie erwachen alle zu ei-

nem neuen Bewußtseyn; und alsdann können Antus und Melitus selbst wohl nicht zweifeln, daß der unterdrückten Unschuld ein besseres Schicksal erwarte, als ihrer Verfolger; oder sie endigen alle mit diesem Leben ihre Bestimmung, und kehren in den Zustand zurück, aus welchem sie bey der Geburt gezogen worden; ihre Rollen reichen nicht weiter, als auf die Bühne dieses Lebens: am Ende treten die Schauspieler ab, und werden wieder das, was sie in dem gemeinen Leben sonst gewesen. Ich entsetze mich, mein theurer Freund! diese Gedanken weiter zu verfolgen; denn ich merke, daß sie mich auf offenbare Ungereimtheiten führen. — Das thut nichts, Lebes! antwortete jener: wir müssen auch für die sorgen, welche nicht so leicht bey einer ungereimten Folgerung schamroth werden. Aehnliche Wesen, hast du behauptet, mein Werther! müßten in dem weisesten Plane der Schöpfung ähnliche Bestim-

mung

mungen haben? — Ja! — Alle erſchaffene Weſen, die denken und wollen, ſind einander ähnlich? — Allerdings! — Wenn auch dieſes richtiger, wahrer, vollkommener denkt, mehr Gegenſtände umfaſſen kann, als jenes: ſo giebt es doch keine Grenzlinie, die ſie in verſchiedene Klaſſen trennet, ſondern ſie erheben ſich in unmerklichen Stufen übereinander, und machen ein einziges Geſchlecht aus: Nicht? — Dieſes muß zugegeben werden. — Und wenn es über uns noch höhere Geiſter giebt, die ſich einander an unmerklichen Graden der Vollkommenheit übertreffen, und dem unendlichen Geiſte allmählig nähern, gehören ſie nicht alle, ſo viel ihrer erſchaffen ſind, zu einem einzigen Geſchlechte? — Nichtig! — Wie ihre Eigenſchaften nicht weſentlich unterſchieden ſind, ſondern nur dem Grade nach, wie in einer ſteigen Reihe, ſich allmählig erheben: ſo müſſen auch ihre Beſtimmungen ſich im Weſentlichen

ähnlich, nur in unmerklichen Graden von einander unterſchieden ſeyn. Denn in dem groſſen Plane der Schöpfung iſt doch nichts willkührlich? es harmoniren doch die Beſtimmungen der Weſen mit ihren Vollkommenheiten auf das genaueſte? — Ohne Zweifel! — O! meine Freunde! die Frage, die wir hier unterſuchen, fängt an in dem groſſen Plane der Schöpfung von unendlicher Wichtigkeit zu werden. Nicht das menſchliche Geſchlecht allein, die Entſcheidung gehet das geſammte Reich der denkenden Weſen an. Sind ſie zur wahren Unſterblichkeit, zur ewigen Fortdauer ihres Bewuſſtſeyns und deutlichen Selbſtgefühls beſtimmt, oder hören dieſe Wohlthaten des Schöpfers nach einem kurzen Genuſſe wieder auf, und machen einer ewigen Vergeſſenheit Platz? In dem Rathſchluſſe des Allerhöchſten muß, wie wir geſehen, die Frage in dieſer Allgemeinheit entſchieden worden ſeyn: werden wir nicht, bey unſerer Unter-

ſu-

ſuchung, ſie auch in dieſem allgemeinen Lichte zu betrachten haben? — Wie es ſcheinet. — Aber je allgemeiner der Gegenſtand wird, fuhr **Sokrates** fort, deſto ungereimter wird unſere Bemühung. Alle endlichen Geiſter haben anerſchaffene Fähigkeiten, die ſie durch Uebung entwickeln und vollkommener machen. Der Menſch bearbeitet ſein angebornes Vermögen zu empfinden und zu denken mit einer erſtaunenswerthen Geſchwindigkeit. Mit jeder Empfindung ſtrömet ihm eine Menge von Erkenntniſſen zu, die der menſchlichen Zunge unausſprechlich ſind; und wenn er die Empfindungen gegen einander hält, wenn er vergleichet, urtheilet, ſchließt, wählt, verwirft, ſo vervielfältiget er dieſe Menge ins Unendliche. Zu gleicher Zeit entfaltet eine unaufhörliche Geſchäftigkeit die ihm angebornen Fähigkeiten des Geiſtes, und bildet in ihm Witz, Verſtand, Vernunft, Erfindungskraft, Empfindung des Schö-

nen und Guten, Großmuth, Menſchenliebe, Geſelligkeit, und wie die Vollkommenheiten alle heißen, die noch kein Sterblicher auf Erden hat unterlaſſen können zu erwerben. Laß es ſeyn, daß wir manche Menſchen dumm, thöricht, gefühllos, niederträchtig und grauſam ſchelten: vergleichungsweiſe können dieſe Benennungen zuweilen Sinn haben; aber noch hat kein Dummkopf gelebt, der nicht einige Merkmale des Verſtandes von ſich gegeben, und noch kein Tyrann, in deſſen Buſen nicht noch ein Funken von Menſchenliebe geglimmt hätte. Wir erwerben alle dieſelben Vollkommenheiten, und der Unterſchied beſtehet nur in dem **mehr** und **weniger**; wir erwerben ſie alle, ſage ich, meine Freunde! denn auch dem Gottloſeſten iſt es nie gelungen, ſeiner Beſtimmung ſchnurſtracks zuwider zu handeln. Er ſtrebe, er widerſetze ſich mit der größten Hartnäckigkeit: ſo wird ſein Widerſtreben ſelbſt ei-

nen

nen angebornen Trieb zum Grunde haben, der urſprünglich gut, und bloß durch unrechte Anwendung verderben ſeyn wird. Dieſe fehlerhafte Anwendung macht den Menſchen unvollkommen und elend; allein die Ausübung des urſprünglich guten Triebes befördert gleichwohl, wider ſeinen Dank und Willen, den Endzweck ſeines Daſeyns. Auf ſolche Weiſe, meine Freunde! hat noch kein Menſch in dem wohlthätigen Umgange mit ſeinen Nebenmenſchen gelebt, der nicht den Erdboden vollkommener verlaſſen, als er ihn betreten hat. Mit der geſamten Reihe der denkenden Weſen hat es die nehmliche Beſchaffenheit: ſo lange ſie mit Selbſtgefühl empfinden, denken, wollen, begehren, verabſcheuen, ſo bilden ſie die ihnen anerſchaffenen Fähigkeiten immer mehr aus; je länger ſie geſchäftig ſind, deſto wirkſamer werden ihre Kräfte, deſto fertiger, ſchneller, unaufhaltſamer werden ihre Wirkungen,

deſto ſähiger werden ſie, in der Beſchauung des wahren Schönen und Vollkommenen ihre Sättigung zu finden. Und wie? meine Freunde! alle dieſe erworbenen, göttlichen Vollkommenheiten fahren dahin, wie leichter Schaum auf dem Waſſer, wie ein Pfeil durch die Luft fliegt, und laſſen keine Spuren hinter ſich, daß ſie jemals da geweſen ſind? Das kleinſte Sonnenſtäubchen kann in der Natur der Dinge, ohne wunderthätige Zernichtung, nicht verloren gehen: und dieſe Herrlichkeiten ſollen auf ewig verſchwinden? ſollen in Abſicht auf die Weſen, von welchen ſie beſeſſen worden, ohne Folgen, ohne Nutzen, ſo anzuſehen ſeyn, als wenn ſie ihm niemals zugehöret hätten? Was für Begriffe von dem Plane der Schöpfung ſetzet dieſe Meynung voraus! In dieſem allerweiſeſten Plane, iſt das Gute von unendlichem Nutzen, jede Vollkommenheit von unaufhörlichen Folgen: doch nur die Vollkommen-

heit

heit der einfachen, ſich ſelbſt fühlenden Weſen, denen im eigentlichen Verſtande eine wirkliche Vollkommenheit zugeſchrieben werden kann; die ferne hinaegen, welche wir in zuſammengeſetzten Dingen wahrnehmen, iſt veränderlich und wandelbar, wie die Dinge ſelbſt, denen ſie zukommt. Um dieſes deutlicher zu machen, meine Freunde! müſſen wir den Unterſchied zwiſchen dem Einfachen und dem Zuſammengeſetzten abermals in Erwägung ziehen. Ohne Beziehung auf das Einfache, auf denkende Weſen, haben wir geſehen, kann dem Zuſammengeſetzten weder Schönheit, Ordnung, Uebereinſtimmung, noch Vollkommenheit zugeſchrieben, ja ſie können ohne dieſe Beziehung, nicht einmal zuſammengenommen werden, um Ganze auszumachen. Auch ſind ſie in dem erſten Einwurfe dieſer Art also nicht um ihrer ſelbſt willen hervorgebracht worden: denn ſie ſind lebles und ihres Daſeyns unbewußt, auch

an

an und ihr ſich keiner Vollkommenheit fähig. Der Endzweck ihres Daſeyns iſt vielmehr in dem lebenden und empfindenden Theile der Schöpfung zu ſuchen: das Lebloſe dient dem Lebendigen zu Werkzeugen der Empfindungen, und gewähret ihm nicht nur ſinnliches Gefühl von mannigfaltigen Dingen, ſondern auch Begriffe von Schönheit, Ordnung, Ebenmaß, Mittel, Endzweck, Vollkommenheit, oder wenigſtens den Stoff zu allen dieſen Begriffen, die ſich das denkende Weſen hernach, vermöge ſeiner innern Thätigkeit, ſelbſt bildet. Im Zuſammengeſetzten finden wir nichts für ſich beſtehendes, nichts das fortdauere, und von einiger Beſtändigkeit ſey, ſo daß man in dem zweyten Augenblick ſagen könne, es ſey noch das nehmliche. Indem ich euch hier anſehe, meine Freunde! ſo iſt mir nur das Licht der Sonne, das von eurem Antlitze widerſcheint, in einem beſtändigen Strome; ſondern eure Leiber haben unter-

deß

deſſen in ihrer innern Bildung und Zuſammenſe-
gung unendliche Veränderungen gelitten: alle
Theile derſelben haben aufgehört die vorigen zu
ſeyn, ſie ſind in ſtetem Wechſel und Fluße von Ver-
änderungen, der ſie unabläßig mit ſich fortreißt.
Wie die glückſeligen Weiſen der vorigen Zeiten ſchon
bemerket, daß die körperlichen Dinge nicht ſind,
ſondern entſtehen und vergehen: nichts iſt in
denſelben von Dauer und Beſtandheit; ſondern
alles folget einem unaufhaltſamen Strome von
Bewegungen, dadurch die zuſammengeſetzten
Dinge ohne Unterlaß erzeugt und aufgelöſet wer-
den. Dieſes hat auch Homer darunter verſtanden,
wenn er den Ocean den Vater, und die Thetis die
Mutter aller Dinge nennet: er hat damit anzei-
gen wollen, daß alle Dinge in der ſichtbaren
Welt durch den ſteten Wechſel entſtehen, und wie
in einem fortſtrömenden Weltmeer, nicht einen Au-
genblick an der vorigen Stelle bleiben.

Iſt

Iſt nun das Zuſammengeſetzte an ſich ſelbſt keines Fortdauerns fähig: wie viel weniger wird es ihre Vollkommenheit ſeyn, die ihnen, wie wir geſehen, niemals an und für ſich ſelbſt, ſondern nur in Beziehung auf das Empfindende und Denkende in der Schöpfung zugeſchrieben werden kann? Dahero ſehen wir in der lebloſen Schöpfung das Schöne verwelken und aufblühen, das Vollkommene verderben und in einer andern Geſtalt wieder zum Vorſcheine kommen, ſcheinbare Unordnung und Regelmäßigkeit, Harmonie und Mißſtimmung Angenehmes und Widriges, Gutes und Böſes in unendlicher Mannigfaltigkeit mit einander abwechſeln, ſo wie es Gebrauch, Nutzen, Bequemlichkeit, Luſt und Glückſeligkeit der lebendigen Dinge erfodert, um deren Willen jene hervorgebracht worden.

Der lebendige Theil der Schöpfung enthält zwo Klaſſen, ſinnlichempfindende und denkende Na-

Naturen. Beide haben dieſes gemein, daß ſie von fortdaurendem Weſen ſind, eine immer für ſich beſtehende Vollkommenheit beſitzen und genießen können. Wir finden bey allen Thieren, die dieſen Erdboden bedecken, daß ihre Empfindungen, ihre Kenntniſſe, ihre Begierden, ihre eingepflanzten Naturtriebe auf das wunderbarſte mit ihren Bedürfniſſen übereinſtimmen, und insgeſamt auf ihre Erhaltung, Bequemlichkeit und Fortpflanzung, auch zum Theil auf das Wohlſeyn ihrer Nachkommen abzielen. Dieſe Harmonie wohnet ihnen innerlich bey; denn alle dieſe Fähigkeiten und Naturtriebe ſind Beſchaffenheiten des einfachen, unkörperlichen Weſens, das ſich in ihnen ſeiner ſelbſt und anderer Dinge bewußt iſt: daher beſitzen ſie eine wahre Vollkommenheit, die nicht erſt in Beziehung auf andere außer ihnen ſo genommen werden darf, ſondern ihre Beſtandheit, und ihr Fortdaurendes für ſich hat. Sind die

Erd-

Iſt nun das Zuſammengeſetzte an ſich ſelbſt keines Fortdauerns fähig: wie viel weniger wird es ihre Vollkommenheit ſeyn, die ihnen, wie wir geſehen, niemals an und für ſich ſelbſt, ſondern nur in Beziehung auf das Empfindende und Denkende in der Schöpfung zugeſchrieben werden kann? Dahero ſehen wir in der lebloſen Schöpfung das Schöne verwelken und aufblühen, das Vollkommene verderben und in einer andern Geſtalt wieder zum Vorſcheine kommen, ſcheinbare Unordnung und Regelmäßigkeit, Harmonie und Mißſtimmung Angenehmes und Widriges, Gutes und Böſes in unendlicher Mannigfaltigkeit mit einander abwechſeln, ſo wie es Gebrauch, Nutzen, Bequemlichkeit, Luſt und Glückſeligkeit der lebendigen Dinge erfodert, um deren Willen jene hervorgebracht worden.

Der lebendige Theil der Schöpfung enthält zwo Klaſſen, ſinnlichempfindende und denkende

Na-

Naturen. Beide haben dieses gemein, daß sie von fortdaurendem Wesen sind, eine immer für sich bestehende Vollkommenheit besitzen und genießen können. Wir finden bey allen Thieren, die diesen Erdboden bedecken, daß ihre Empfindungen, ihre Kenntniße, ihre Begierden, ihre eingepflanzten Naturtriebe auf das wunderbarste mit ihren Bedürfnißen übereinstimmen, und insgesamt auf ihre Erhaltung, Bequemlichkeit und Fortpflanzung, auch zum Theil auf das Wohlseyn ihrer Nachkommen abzielen. Diese Harmonie wohnet ihnen innerlich bey; denn alle diese Fähigkeiten und Naturtriebe sind Beschaffenheiten des einfachen, unkörperlichen Wesens, das sich in ihnen seiner selbst und anderer Dinge bewußt ist: daher besitzen sie eine wahre Vollkommenheit, die nicht erst in Beziehung auf andere außer ihnen so genennet werden darf, sondern ihre Beständheit, und ihr Fortdaurendes für sich hat. Sind die

lin-

lebloſen Dinge zum Theil ihrentwegen da, damit ſie Unterhaltung, Luſt und Bequemlichkeit finden ſollen: ſo ſind ſie ihrer Seits auch fähig dieſe Wohlthaten zu genieſſen, Luſt und Unluſt, Angenehmes und Widriges, Verlangen und Abſcheu, Wohlſeyn und Unglückſeligkeit zu fühlen, und dadurch innerlich vollkommen oder unvollkommen zu werden. Sind die lebloſen Dinge die Mittel geweſen, derer ſich der allerweiſeſte Schöpfer bedienet: ſo gehören die Thiere ſchon mit zu ſeinen Abſichten; denn um ihrentwillen iſt ein Theil des Lebloſen hervorgebracht worden, und ſie beſitzen das Vermögen zu genieſſen, und dadurch in ihrer innern Natur übereinſtimmend und vollkommen zu werden. Hingegen bemerken wir bey ihnen, ſo wie wir ſie auf dem Erdboden vor uns ſehen, keinen beſtändigen Fortgang zu einer höhern Stufe der Vollkommenheit. Sie erhalten ohne Unterweiſung, ohne Ueberlegung,

ohne

ohne Uebung, ohne Vorſatz und Wiſſensbegierde, gleichſam unmittelbar aus der Hand des Allmächtigen, diejenigen Gaben, Fertigkeiten und Triebe, die zu ihrer Erhaltung und Fortpflanzung nöthig ſind. Ein mehreres erwerben ſie nicht, und wenn ſie Jahrhunderte leben, oder ſich unendlich vermehren und fortpflanzen. Sie können auch das Erhaltene weder verbeſſern noch verſchlimmern, auch keinen andern mittheilen; ſondern üben es auf die ihnen eingepflanzte Weiſe aus, ſo lange es ihren Umſtänden zuträglich iſt, und hernach können ſie es wohl ſelber wieder zu vergeſſen. Durch menſchlichen Unterricht können zwar einige Hausthiere etwas weniges erlernen, und zum Kriege, oder zu häuslichen Verrichtungen gewöhnet und gezogen werden: ſie zeigen aber durch die Art und Weiſe, wie ſie dieſen Unterricht annehmen, zur Genüge, daß ihr Leben hienieden nicht beſtimme ſey, ein beſtändiger Fortgang zur Vollkommenheit zu ſeyn;

ſondern daß ein gewiſſer Grad der Fähigkeit, den ſie erreichen, auch ihr letztes Ziel ſey, und daß ſie von ſelbſt nie weiter ſtreben, nie höhere Dinge zu begreifen von innen angetrieben werden. Nun iſt zwar dieſes Stillſtehen, dieſe dumme Zufriedenheit mit dem Erreichten, ohne ſich erheben und empor ſchwingen zu wollen, ein Zeichen, daß ſie in dem großen Entwurfe der Schöpfung nicht das letzte Ziel geweſen, ſondern als niedrigere Abſichten, zugleich Mittel abgeben, und Dingen von würdigern und erhabenern Beſtimmungen in Erfüllung der Endabſichten Gottes behülflich ſeyn ſollten. Allein die Quelle des Lebens und der Empfindungen in ihnen, iſt ein einfaches für ſich beſtehendes Weſen, das unter allen Abänderungen, die es in dem Laufe der Dinge leidet, etwas Beſtändiges und Fortdauerndes hat; daher die Eigenſchaften, die es einmal durch Erlernen, oder als ein unmittelbares Geſchenk von der Hand

des

des Allgütigen erhalten, ihm eigenthümlich zukommen, durch natürliche Kräfte nie wieder gänzlich verschwinden, sondern von unabänderlichen Folgen seyn müssen. Da eine empfindende Seele natürlicher Weise nie aufhört zu seyn, so hört sie auch nie auf die Absichten Gottes in der Natur zu befördern, und sie wird mit jeder Dauer ihres Daseyns immer tüchtiger und tüchtiger, ihres Urhebers grossen Endzweck in Erfüllung bringen zu helfen. Dieses ist der unendlichen Weisheit gemäß, mit welcher der Plan dieses Weltalls in dem Rathe der Götter ist entworfen worden. Alles ist in unaufhörlicher Arbeit und Bemühung, gewisse Absichten in diesem Plane zu erfüllen; einer jeden wahren Substanz ist eine unabsehbare Folge und Reihe von Verrichtungen vorgeschrieben, die sie nach und nach bewirken muß, und die wirkende Substanz wird allezeit durch die letzte Verrichtung tüchtiger, die nächstfolgende auszuüben

ren. Nach dieſen Grundſätzen iſt das geiſtige Weſen, das die Thiere belebt, von unendlicher Dauer, und fähret auch in Ewigkeit fort, die Abſichten Gottes in der Reihe und Stufenfolge zu erfüllen, die ihm in dem allgemeinen Plane angewieſen worden.

Ob dieſe thieriſchen bloß ſinnlich empfindenden Naturen mit der Zeit ihre niedrige Stufe verlaſſen, und von einem Winke des Allmächtigen gelockt, ſich in die Sphäre der Geiſter emporſchwingen werden, läßt ſich mit keiner Gewißheit ausmachen, wiewohl ich ſehr geneigt bin, es zu glauben.

Die vernünftigen Naturen und Geiſter nehmen in dem großen Weltall, ſo wie insbeſondere der Menſch auf dieſem Erdboden, die vornehmſte Stelle ein. Dieſem Unterherrn der Schöpfung ſchmückt ſich die Natur in ihrer jungfräulichen Schönheit. Ihm dienet das Lebloſe, nicht

nur

nur zum Nutzen und zur Bequemlichkeit, nicht nur zur Nahrung, Kleidung, Wohnung, und zum ſichern Aufenthalt, ſondern vornehmlich zur Ergetzung und zum Unterrichte; und die erhabenſten Sphären, die entfernteſten Geſtirne, die kaum mit dem Auge entdeckt werden können, müſſen ihm in dieſer Abſicht nützlich ſeyn. Wollt ihr ſeine Beſtimmung hienieden wiſſen: ſo ſehet nur, was er hienieden verrichtet. Er bringet auf dieſen Schauplatz weder Fertigkeit, noch Naturtrieb, noch angebornes Geſchick, weder Wehr noch Schutz mit, und erſcheinet bey ſeinem erſten Auftritte dürftiger und hülfloſer, als das unvernünftige Thier. Aber die Beſtrebung und die Fähigkeit ſich vollkommener zu machen, dieſe erhabenſten Geſchenke, deren eine erſchaffene Natur fähig iſt, erſetzen vielfältig den Abgang jener viehiſchen Triebe und Fertigkeiten, die keiner Verbeſſerung, keines höhern Grades der Vollkommenheit je fä-

big werden können. Kaum genießt er das Licht der Sonnen, ſo arbeitet ſchon die geſamte Natur, ihn vollkommener zu machen: dieſes ſchärfet ſeine Sinne, Einbildungskraft, und Erinnerungsvermögen; jenes übet ſeine edlern Erkenntnißkräfte, bearbeitet ſeinen Verſtand, ſeine Vernunft, ſeinen Witz, ſeine Scharfſinnigkeit; das Schöne in der Natur bildet ſeinen Geſchmack und verfeinet ſeine Empfindung; das Erhabene erregt ſeine Bewunderung, und erhebt ſeine Begriffe gleichſam über die Sphäre dieſer Vergänglichkeit hinweg. Ordnung, Uebereinſtimmung, und Ebenmaß dienen ihm nicht nur zum vernünftigen Ergetzen, ſondern beſchäftigen ſeine Gemüthskräfte alle in gehöriger und ihrer Vollkommenheit zuträglicher Harmonie. Bald tritt er mit ſeines gleichen in Geſellſchaft, um ſich wechſelsweiſe die Mittel zur Glückſeligkeit zu erleichtern: und ſiehe! es zeugen und bilden ſich an ihm in

die-

dieſer Geſellſchaft höhere Vollkommenheiten, die bisher wie in einer Knoſpe eingewickelt geweſen. Er erlanget Pflichten, Rechte, Befugniſſe, und Obliegenheiten, die ihn in die Klaſſe moraliſcher Naturen erheben; es entſtehen Begriffe von Gerechtigkeit, Billigkeit, Anſtändigkeit, Ehre, Anſehen, Nachruhm. Der eingeſchränkte Trieb der Familienliebe wird in Liebe zum Vaterlande, zum ganzen menſchlichen Geſchlecht erweitert, und aus dem angebornen Keime des Mitleidens entſproſſen Wohlwollen, Mildthätigkeit, und Großmuth.

Nach und nach bringet der Umgang, die Geſelligkeit, das Geſpräch, die Aufmunterung alle ſittlichen Tugenden zur Reife, ſie entzünden das Herz zur Freundſchaft, die Bruſt zur Tapferkeit, und den Geiſt zur Wahrheitsliebe; breiten einen Wetteifer von Dienſt und Gegendienſt, Liebe und Gegenliebe, eine Abwechſelung von Ernſt

und Scherz, Tiefſinn und Munterkeit, über das menſchliche Leben aus, die alle einſamen und geſelligen Wollüſte an Süßigkeit übertreffen. Daher auch der Beſitz aller Güter dieſer Erde, der Genuß der feinſten Wollüſte uns nicht behagt, wenn wir ſie in der Einſamkeit beſitzen und genieſſen ſollen; und die erhabenſten und prächtigſten Gegenſtände der Natur ergetzen das geſellige Thier, den Menſchen, nicht ſo ſehr, als ein Anblick von ſeinem Mitmenſchen.

Erlanget nun dieſes vernünftige Geſchöpf erſt wahre Begriffe von Gott und ſeinen Eigenſchaften, o! welch ein kühner Schritt zu einer höhern Vollkommenheit! Aus der Gemeinſchaft mit dem Nebengeſchöpfe tritt er in eine Gemeinſchaft mit dem Schöpfer, erkennet das Verhältniß, in welchem er, das ganze menſchliche Geſchlecht, alles Lebendige und alles Lebloſe, mit dieſem Urheber und Erhalter des Ganzen ſtehen; die

groſ-

groſſe Ordnung von Urſachen und Wirkungen in der Natur wird ihm nunmehr auch zu einer Ordnung von Mitteln und Abſichten; was er bisher auf Erden genoſſen, ward ihm wie aus den Wolken zugeworfen: nunmehr zertheilen ſich dieſe Wolken, und er ſiehet den freundlichen Geber, der ihm alle dieſe Wohlthaten hat zufließen laſſen. Was er an Leib und an Gemüthe für Eigenſchaften, Gaben und Geſchicklichkeiten beſitzet, erkennet er als Geſchenke dieſes gütigen Vaters; alle Schönheit, alle Harmonie, alles Gute, alle Weisheit, Vorſicht, Mittel und Endzwecke, die er bisher in der ſichtbaren und unſichtbaren Welt erkannt, betrachtet er als Gedanken des Allervollkommenſten, die er ihm in dem Buche der Schöpfung zu leſen gegeben, um ihn zur höhern Vollkommenheit zu erziehen. Dieſem liebreichen Vater und Erzieher, dieſem gnädigen Regenten der Welt heiliget er zugleich alle Tugenden ſeines

Herzens, und ſie gewinnen in ſeinen Augen einen göttlichen Glanz, da er weiß, daß er durch ſie, und durch ſie allein dem Allgütigen wohlgefallen kann. Die Tugend allein führet zur Glückſeligkeit, und wir können dem Schöpfer nicht anders wohlgefallen, als wenn wir nach unſerer wahren Glückſeligkeit ſtreben. Welch eine Höhe hat der Menſch in dieſer Verfaſſung auf Erden erreichet! Betrachtet ihn, meine Freunde! den wohlgeſinnten Bürger im Staate Gottes, wie alle ſeine Gedanken, Wünſche, Neigungen und Leidenſchaften unter ſich harmoniren, wie ſie alle zum wahren Wohlſeyn des Geſchöpfes, und zur Verherrlichung des Schöpfers abzielen! O! wenn die Welt nur ein einziges Geſchöpf von dieſer Vollkommenheit aufzuweiſen hätte, wollten wir anſtehen, in dieſem Nachahmer der Gottheit, in dieſem Gegenſtande des göttlichen Wohlgefallens, den letzten Endzweck der Schöpfung zu ſuchen?

Zwar

Zwar treffen alle Züge dieſes Gemäldes nicht den Menſchen überhaupt, ſondern nur wenige Edle, die eine Zierde des menſchlichen Geſchlechtes ſind; allein dieſes mag allenfalls die Grenzlinie ſeyn zwiſchen Menſchen und höhern Geiſtern. Genug, daß ſie alle zu derſelben Klaſſe gehören, und ihr Unterſchied nur in dem Mehr und Weniger beſtehet. Vom unwiſſendſten Menſchen bis zum vollkommenſten unter den erſchaffenen Geiſtern, haben alle die der Weisheit Gottes ſo anſtändige, und ihren eignen Kräften und Fähigkeiten ſo angemeſſene Beſtimmung, ſich und andere vollkommener zu machen. Dieſer Pfad iſt ihnen vorgezeichnet, und der verkehrteſte Wille kann Niemanden ganz davon abführen. Alles, was lebt, und denkt, kann nicht unterlaſſen, ſeine Erkenntniß und ſeine Begehrungskräfte zu üben, auszubilden, in Fertigkeiten zu verwandeln, mithin mehr oder weniger, mit ſtärkern

oder

oder ſchwächern Schritten ſich der Vollkommenheit zu nähern. Und dieſes Ziel, wann wird es erreicht? Nie es ſcheinet niemals ſo völlig, daß der Weg zu einem fernern Fortgange verſperrt ſeyn ſollte: indem erſchaffene Naturen niemals eine Vollkommenheit, über welche ſich nichts gedenken ließe, erreichen können. Je höher ſie ſtimmen, deſto mehr angenehme Fernen entwölken ſich ihren Augen, die ihre Schritte anſpornen. Das Ziel dieſes Beſtrebens beſtehet, wie das Weſen der Zeit, in der Fortſchreitung. Durch die Nachahmung Gottes kann man ſich allmählig ſeinen Vollkommenheiten nähern, und in dieſer Näherung beſtehet die Glückſeligkeit der Geiſter; aber der Weg zu denſelben iſt unendlich, kann in Ewigkeit nicht ganz zurück gelegt werden. Daher kennet das Fortſtreben in dem menſchlichen Leben keine Grenzen. Eine jede menſchliche Begierde zielet ay und für ſich ſelbſt in die Unend-

lich-

lichkeit hinaus. Unſere Wiſſensbegierde iſt unerſätt-lich, unſer Ehrgeiz unerſättlich, ja der niedrige Geldgeiz ſelbſt quälet und beunruhiget, ohne jemals befriediget werden zu können. Die Empfindung der Schönheit ſuchet das Unendliche; das Erhabene reizet uns bloß durch das Unergründliche, das ihm anhänget: die Wolluſt ekelt uns, ſo bald ſie die Grenzen der Sättigung berühret. Wo wir Schranken ſehen, die nicht zu überſteigen ſind, da fühlet ſich unſere Einbildungskraft wie in Feſſel geſchmiedet, und die Himmel ſelbſt ſcheinen unſer Daſeyn in gar zu enge Räume einzuſchließen: daher wir unſrer Einbildungskraft ſo gern den freyen Lauf laſſen, und die Grenzen des Raumes ins unendliche hinaus ſetzen. Dieſes endloſe Beſtreben, das ſein Ziel immer weiter hinausſtreckt, iſt dem Weſen, den Eigenſchaften, und der Beſtimmung der Geiſter angemeſſen, und die wundervollen Werke des Unend-

lichen

lichen enthalten Stoff und Nahrung genug, dieſes Beſtreben in Ewigkeit zu unterhalten: je mehr wir in ihre Geheimniſſe eindringen, deſto weitere Ausſichten thun ſich unſern gierigen Blicken auf; je mehr wir ergründen, deſto mehr finden wir zu erforſchen; je mehr wir genießen, deſto unerſchöpflicher iſt die Quelle.

Wir können alſo, fuhr **Sokrates** fort, mit gutem Grunde annehmen, dieſes Fortſtreben zur Vollkommenheit, dieſes Zunehmen, dieſer Wachsthum an innerer Vortrefflichkeit ſey die Beſtimmung vernünftiger Weſen, mithin auch der höchſte Endzweck der Schöpfung. Wir können ſagen, dieſes unermeßliche Weltgebäude ſey hervorgebracht worden, damit es vernünftige Weſen gebe, die von Stufe zu Stufe fortſchreiten, an Vollkommenheit allmählig zunehmen, und in dieſer Zunahme ihre Glückſeligkeit finden mögen. Daß dieſe nun ſämtlich mitten auf dem Wege ſtille ſtehen,

hen, nicht nur ſtille ſtehen, ſondern auf einmal in den Abgrund zurück geſtoßen werden, und alle Früchte ihres Bemühens verlieren ſollten, dieſes kann das allerhöchſte Weſen unmöglich beliebet, und in den Plan des Weltalls gebracht haben, der ihm vor allen wohlgefallen hat. Als einfache Weſen ſind ſie unvergänglich; als für ſich beſtehende Naturen ſind auch ihre Vollkommenheiten fortdaurend und von unendlichen Folgen; als vernünftige Weſen ſtreben ſie nach einem unaufhörlichen Wachsthum und Fortgang in der Vollkommenheit: die Natur bietet ihnen zu dieſem endloſen Fortgange hinlänglichen Stoff dar; und als letzter Endzweck der Schöpfung können ſie keiner andern Abſicht nachgeſetzt, und deswegen im Fortgange oder Beſitze ihrer Vollkommenheiten vorſetzlich geſtört werden. Iſts der Weisheit anſtändig, eine Welt deswegen hervorzubringen, damit die Geiſter, die ſie hineinſetzt, ihre

Wun-

Wunder betrachten, und glückselig seyn mögen, und einen Augenblick darauf diesen Geistern selbst die Fähigkeit zur Betrachtung und Glückseligkeit auf ewig zu entziehen? Ists der Weisheit anständig, ein Schattenwerk der Glückseligkeit, das immer kömmt und immer vergehet, zum letzten Ziel ihrer Wunderthaten zu machen? O nein, meine Freunde! nicht umsonst hat uns die Vorsehung ein Verlangen nach ewiger Glückseligkeit eingegeben: es kann und wird befriediget werden. Das Ziel der Schöpfung dauert so lange, als die Schöpfung, die Bewunderer göttlicher Vollkommenheiten so lange, als das Werk, in welchem diese Vollkommenheiten sichtbar sind. So wie wir hienieden dem Regenten der Welt dienen, indem wir unsere Fähigkeiten entwickeln: so werden wir auch in jenem Leben unter seiner göttlichen Obhut fortfahren, uns in Tugend und Weisheit zu üben, uns unaufhörlich vollkommener und

tüch-

tüchtiger zu machen, die Reihe der göttlichen Abſichten zu erfüllen, die ſich von uns hin in das Unendliche erſtreckt. Irgendwo auf dieſem Wege ſtille ſtehen, ſtreitet offenbar mit der göttlichen Weisheit, Güte oder Allmacht, hat, ſo wenig als das allerhöchſte Elend unſchuldiger Geſchöpfe, von dem vollkommenſten Weſen bey dem Entwurfe des Weltplans beliebet werden können.

Wie beklagenswerth iſt das Schickſal eines Sterblichen, der ſich durch unglückliche Sophiſtereyen um die tröſtliche Erwartung einer Zukunft gebracht hat! Er muß über ſeinen Zuſtand nicht nachdenken, und wie in einer Betäubung dahin leben, oder verzweifeln. Was iſt der menſchlichen Seele ſchrecklicher, als die Zernichtung? und was elender, als ein Menſch, der ſie mit ſtarken Schritten auf ſich zukommen ſiehet, und in der troſtloſen Furcht, mit der er ſie erwartet, ſie

ſchon vorher zu empfinden glaubet? Im Glücke ſchleicht ſich der entſetzliche Gedanke vom Nichtſeyn zwiſchen die wollüſtigſten Vorſtellungen, wie eine Schlange zwiſchen Blumen, und vergiftet den Genuß des Lebens; und im Unglücke ſchlägt er den Menſchen ganz hoffnungslos zu Boden, indem er ihm den einzigen Troſt verkümmert, der das Elend verſüßen kann, die Hoffnung einer beſſern Zukunft. Ja der Begriff einer bevorſtehenden Vernichtung ſtreitet ſo ſehr wider die Natur der menſchlichen Seele, daß wir ihn mit ſeinen nächſten Folgen nicht zuſammen reimen können, und wohin wir uns wenden, auf tauſend Ungereimtheiten und Widerſprüche ſtoßen. Was iſt dieſes Leben mit allen ſeinen Mühſeligkeiten, beſonders wenn die angenehmen Augenblicke deſſelben von der Angſt für eine unvermeidliche Vernichtung vergällt werden? Was iſt eine Dauer von geſtern und heute, die morgen nicht mehr ſeyn wird?

Eine

Eine höchſt verächtliche Kleinigkeit, die uns die Mühe, Arbeit, Sorgen und Beſchwerlichkeiten, mit welchen ſie erhalten wird, ſehr ſchlecht belohnet. Und gleichwohl iſt dem, der nichts Beſſeres zu hoffen hat, dieſe Kleinigkeit alles. Seiner Lehre zu Folge, müßte ihm das gegenwärtige Daſeyn das höchſte Gut ſeyn, dem nichts in der Welt die Wage halten kann; das ſchmerzlichſte, das gequälteſte Leben dem Tode, als der völligen Zernichtung ſeines Weſens, unendlich vorzuziehen ſeyn: ſeine Liebe zum Leben müßte ſchlechterdings von nichts überwunden werden können. Welcher Bewegungsgrund, welche Betrachtung würde mächtig genug ſeyn, ihn in die geringſte Lebensgefahr zu führen? **Ehre und Nachruhm?** dieſe Schatten verſchwinden, wenn von wirklichen Gütern die Rede iſt, die mit ihnen in Vergleichung kommen ſollen. **Wo betrifft das Wohl ſeiner Kinder, ſeiner Freunde, ſeines**

nes Vaterlandes? — und wenn es das Wohl des ganzen menſchlichen Geſchlechts wäre; ihm iſt der armſeligſte Genuß weniger Augenblicke alles, was er ſich zu getröſten hat, und daher von unendlicher Wichtigkeit: wie kann er ſie in die Schanze ſchlagen? Was er wagt iſt mit dem, was er zu erhalten hoffet, gar nicht in Vergleichung zu bringen; denn das Leben iſt, nach den Gedanken dieſer Sophiſten, in Vergleichung mit allen andern Gütern, unendlich groß.

Hat es aber keine Heldengeiſter gegeben, die, ohne von ihrer Unſterblichkeit überführt zu ſeyn, für die Rechte der Menſchlichkeit, Freyheit, Tugend, und Wahrheit ihr Leben hingegeben? O ja! und auch ſolche, die es um weit minder löblicher Urſachen willen auf das Spiel geſetzt. Aber gewiß hat ſie das Herz, und nicht der Verſtand dahin gebracht. Sie haben es aus Leidenſchaften, und nicht aus Grundſätzen gethan. Wer ein künftiges Leben hof-

hoffet und das Ziel ſeines Daſeyns in der Fortſchreitung zur Vollkommenheit ſetzet, der kann zu ſich ſelber ſagen: Siehe! du biſt hieher geſendet worden, durch Beförderung des Guten dich ſelbſt vollkommener zu machen: du darfſt alſo das Gute, wenn es nicht anders erhalten werden kann, ſelbſt auf Unkoſten deines Lebens befördern. Drohet die Tyranney deinem Vaterlande den Untergang, iſt die Gerechtigkeit in Gefahr unterdrückt, die Tugend gekränkt, und Religion und Wahrheit verfolgt zu werden: — ſo mache von deinem Leben den Gebrauch, zu welchen es dir verliehen worden, ſtirb, um dem menſchlichen Geſchlechte dieſe theuren Mittel zur Glückſeligkeit zu erhalten! Das Verdienſt, mit ſo vieler Selbſtverleugnung das Gute befördert zu haben, giebt deinem Weſen einen unausſprechlichen Werth, der zugleich von unendlicher Dauer ſeyn wird. So bald mir der Tod das gewähret, was das Leben nicht gewäh-

friſten kann. Ebendaſſelbe Recht haben alle ſeine Nebenweſen. Welch ein allgemeiner Aufſtand! welche Zerrüttung, welche Verwirrung in der ſittlichen Welt! Ein Krieg der auf beiden Seiten gerecht iſt, ein allgemeiner Krieg aller moraliſchen Weſen, wo jedes in Wahrheit das Recht auf ſeiner Seite hat; ein Streit, der an und für ſich ſelbſt, auch von dem allergerechteſten Richter der Welt, nicht nach Recht und Billigkeit entſchieden werden kann: was kann ungereimter ſeyn? Wenn alle Meynungen, worüber die Menſchen jemals geſtritten und in Zweifel geweſen, vor den Thron der Wahrheit gebracht werden ſollten: was dünkt euch, meine Freunde! würde dieſe Gottheit nicht alſofort entſcheiden, und unwiederruflich feſtſetzen können, welcher Satz wahr, und welcher irrig ſey? Ganz unſtreitig! denn in dem Reiche der Wahrheit giebt es keinen Zweifel, keinen Schein, kein Dünken und Meynen; ſondern alles iſt entſchie-

ſchieden wahr, oder entſchieden irrig und falſch. Jedermann wird mir auch dieſes einräumen, daß eine Lehre, die nicht beſtehen kann, wenn wir nicht in dem Reiche der Wahrheiten ſelbſt Widerſprüche, unauflösliche Zweifel oder nicht zu entſcheidende Ungewißheiten annehmen, nothwendig falſch ſeyn müſſe: denn in dieſen Reiche herrſchet die allervollkommenſte Harmonie, die durch nichts unterbrochen oder geſtört werden kann. Nun aber hat es mit der Gerechtigkeit die nehmliche Beſchaffenheit: vor ihrem Throne werden alle Zwiſte und Streitigkeiten über Recht und Unrecht durch ewige und unveränderliche Regeln entſchieden. Da iſt kein Rechtsfall ſtreitig und ungewiß, da ſind keine Gerechtſame zweifelhaft, da finden ſich niemals zwey moraliſche Weſen, die auf eine und eben dieſelbe Sache ein gleiches Recht hätten. Alle dieſe Schwachheiten ſind ein Erbtheil des kurzſichtigen Menſchen, der die Gründe und Gegengründe

nicht gehörig einſiehet, oder nicht gegeneinander abwiegen kann; in dem Verſtande des allerhöchſten Geiſtes ſtehen alle Pflichten und Rechte moraliſcher Weſen, ſo wie alle Wahrheiten, in der vollkommenſten Harmonie. Aller Streit der Obliegenheiten, alle Kolliſion der Pflichten, die ein eingeſchränktes Weſen in Zweifel und Ungewißheit ſetzen können, finden hier ihre unwiederrufliche Entſcheidung, und ein gleiches Recht und Gegenrecht iſt in den Augen Gottes nicht weniger ungereimt, als ein Satz und Gegenſatz, Seyn und Nichtſeyn, welche beide in eben der Zeit dem Gegenſtande zukommen ſollen. Was ſollen wir alſo zu einer Meynung ſagen, die uns durch die hinkigſten Folgerungen, auf ſo übel zuſammenhängende und unſtatthafte Begriffe führet? Kann ſie vor dem Throne der Wahrheit genehmiget werden? Mein Freund Kriton war vor einigen Tagen nicht geneigt mir einzuräumen, daß ich es

der

der Republik und den Geſetzen ſchuldig ſey, mich der Strafe zu unterwerfen, die mir auferlegt worden. Wenn nur ſeine Denkungsart nicht ganz unbekannt iſt, ſo ſchien er nur deswegen Bedenken zu tragen, weil er das Urtheil, welches über mich ausgeſprochen worden, für ungerecht hielt. Wenn er wüßte, daß ich mich wirklich der Verbrechen ſchuldig gemacht, die wider mich eingeklagt worden ſind, ſo würde er nicht zweifeln, daß die Republick berechtiget ſey, mich am Leben zu ſtrafen, und daß mir obliege, dieſe Strafe zu leiden. Dem Rechte zu thun entſpricht allezeit eine Verbindlichkeit zu leiden. Hat die Republik, wie jede andere ſittliche Perſon, ein Recht denjenigen zu ſtrafen, der ſie beleidiget, und wenn es leichtere Strafen nicht thun, ihn ſo gar am Leben zu ſtrafen: ſo muß der Beleidiger auch nach der Strenge der Gerechtigkeit verbunden ſeyn, dieſe Strafe zu dulden. Ohne dieſe leidende Verbindlich-

lichkeit, wäre jenes Recht ein leerer Ton, Recht ohne Sinn und Bedeutung. So wenig es in der phyſiſchen Welt ein Wirken ohne ein Leiden giebt: eben ſo wenig kann in der ſittlichen Welt ein Recht auf eine Perſon, ohne eine Verbindlichkeit von Seiten dieſer Perſon gedacht werden. Ich zweifle nicht, meine Freunde! daß Kriton, und ihr alle hierinn mit mir einſtimmet. Aber ſo könnten wir nicht denken, wenn das Leben uns alles wäre. Dieſer irrigen Meynung zu Folge, käme dem abſcheulichſten Verbrecher nicht die Obliegenheit zu, die wohlverdiente Strafe zu leiden; ſondern wenn er bey der Republik ſein Leben verwirkt hat, ſo iſt er befugt das Vaterland, das ſeinen Untergang will, zu Grunde zu richten. Das Geſchehene iſt nicht mehr zu ändern, das Leben iſt ſein höchſtes Gut: wie kann er ihm das Wohl der Republik vorziehen? Wie kann ihm die Natur eine Pflicht vorſchreiben, die nicht zu ſeinem höchſten

Gute

Gute abzielet? Wie kann er verbunden seyn, etwas zu thun, oder zu leiden, das mit seiner ganzen Glückseligkeit streitet? Es wird also ihm nicht unerlaubt seyn, ja sogar obliegen, den Staat durch Feuer und Schwerdt zu verwirren, wenn er sein Leben dadurch retten kann. Wodurch aber hätte der Bösewicht diese Befugniß erlangt? Bevor er das zu bestrafende Verbrechen begangen, war er, als Mensch, verbunden das Wohl der Menschen, als Bürger, das Wohl seiner Mitbürger zu befördern. Was kann ihn nunmehr von dieser Verbindlichkeit befreyet, und ihm dagegen das entgegengesetzte Recht gegeben haben, alles neben sich zu vernichten? Was hat diese Veränderung in seinen Pflichten verursacht? Wer unterstehet sich zu antworten: **Das begangene Verbrechen selbst!**

Eine andre unglückselige Folge von dieser Meynung ist, daß ihre Anhänger auch endlich genö-

thi-

thigt ſind, die Vorſehung Gottes zu läugnen. Da, nach ihren Gedanken, das Leben der Menſchen zwiſchen die engen Grenzen von Geburt und Tod eingeſchränkt iſt: ſo, können ſie den Lauf deſſelben mit ihren Augen verfolgen und ganz überſehen. Sie haben alſo Kenntniß der Sache genug, die Wege der Vorſehung, wenn es eine giebt, zu beurtheilen. Nun bemerken ſie in den Begebenheiten dieſer Welt vieles, das offenbar mit dem Begriffe, den wir uns von den Eigenſchaften Gottes machen müſſen, nicht übereinkömmt: Manches mit Verſpricht ſeiner Güte, Manches ſeiner Gerechtigkeit, und bisweilen ſollte man glauben, das Schickſal der Menſchen ſey von einer Urſache angeordnet worden, die am Böſen Vergnügen gefunden. In dem phyſiſchen Theile des Menſchen entdekken ſie lauter Ordnung, Schönheit und Harmonie, die allerweiſeſten Abſichten, und die vollkommenſte Uebereinſtimmung zwiſchen Mittel und

End-

Endzweck: lauter ſichtbare Beweiſe der göttlichen Weisheit und Güte. Aber in dem geſellſchaftlichen und ſittlichen Leben der Menſchen, wenigſtens ſo viel wir davon überſehen können, ſind die Spuren dieſer göttlichen Eigenſchaften ganz unkenntlich. Triumphirende Laſter, gekrönte Uebelthaten, verfolgte Unſchuld, unterdrückte Tugend ſind wenigſtens nicht ſelten; die Unſchuldigen und Gerechten leiden nicht ſeltener, als die Uebelthäter; Meuterey grünet ſo oft, als die weiſeſte Einrichtung, und ein ungerechter Krieg ſo gut, als die Vertilgung der Ungeheuer, oder jede andere wohlthätige Unternehmung, die zum Beſten des menſchlichen Geſchlechts gereicht; Glück und Unglück treffe Gute und Böſe, ohne merklichen Unterſchied, und müſſen in den Augen dieſer Sophiſten wenigſtens, ganz ohne Abſicht auf Tugend und Verdienſt, unter die Menſchen vertheilt zu ſeyn ſcheinen. Wenn ſich ein weiſes, gütiges und gerech-

ten Herrn um die Schicksale der Menschen bekümmerte, und sie nach seinem Wohlgefallen ordnete: würde nicht in der sichtbaren Welt eben die weise Ordnung herrschen, die wir in der physischen bewundern?

Zwar dürfte mancher sagen: „Diese Klagen „führen blos von unzufriedenen Gemüthern her, „denen es weder Götter noch Menschen jemals „recht machen können. Erfüllet ihnen alle ihre „Wünsche, setzet sie auf den Gipfel der Glückse„ligkeit: sie finden in den tiefern Winkeln ihres „Herzens noch allemal Eigensinn und üble Laune „genug, sich über ihre Wohlthäter selbst zu beklas„gen. In den Augen eines mäßigen und ge„nügsamen Menschen sind die Götter dieser „Welt so ungleich nicht austheilend, als man „glaubt. Die Tugend hat vortheilhafte eine innere „Zufriedenheit zur Gesellinn, welche eine „süßere Belohnung für sie ist, als Glück Ehre

„und

„und Reichthum. Die unterliegende Unſchuld „würde ſich vielleicht ſelten an die Stelle des „Wütrichs wünſchen, der ihr den Fuß in den Nak„ken ſetzet; ſie würde das in die Augen fallen„de Glück nur allzutheuer durch innre Unruhen „erkaufen müſſen. Ueberhaupt, wer mehr auf „die Empfindungen der Menſchen Achtung giebt, „als auf ihre Urtheile, der wird ihren Zuſtand „lange ſo beklagenswerth nicht finden, als ſie ihn „in ihren gemeinen Reden und Unterhaltungen „machen.„ So dürfte mancher vorgeben, um die Wege einer weiſen Vorſehung in der Natur zu retten. Allein alle dieſe Gründe haben nur alsdann ein Gewicht, wann mit dieſem Leben nicht alles für uns aus iſt, wann ſich die Hoffnungen vor uns hin ins Unendliche erſtrecken. In dieſem Falle kann es, ja es muß für unſere Glückſeligkeit weit wichtiger ſeyn, wenn wir hienieden mit dem Unglück kämpfen, wenn wir Ge-

duld, Standhaftigkeit, und Ergebung in den göttlichen Willen lernen und üben, als wenn wir uns im Glück und Ueberfluß vergessen. Wenn ich auch das Leben unter tausend Martern endige, was thut dieses? Hat nur meine Seele dadurch die Schönheit der leidenden Unschuld erworben, so ist sie für alle ihre Pein mit Wucher bezahlt. Die Qual ist vergänglich, und der Lohn von ewiger Dauer. Aber was hält den schadlos, der unter diesen Qualen sein ganzes Daseyn aufgiebt? und mit dem letzten Odem auch alle Schönheiten seines Geistes fahren läßt, die er durch diesen Kampf erworben? Ist das Schicksal eines solchen Menschen nicht grausam? kann der gerecht und gütig seyn, der es so geordnet? Und gesetzt, das Bewußtseyn der Unschuld hielte allen schmerzhaften Empfindungen der Todesqual selbst, die der Unschuldige von den Händen seines Verfolgers leidet, das Gleichgewicht: soll jener Gewaltthäter,

jener

jener Beleidiger der göttlichen und menschlichen Rechte so dahin fahren, ohne jemals aus der blinden Verstocktheit, in welcher er lebt, gerissen zu werden, und vom Guten und Bösen richtigere Begriffe zu erlangen? ohne jemals gewahr zu werden, daß diese Welt von einem Wesen regieret wird, welches an der Tugend Wohlgefallen findet? Wenn kein zukünftiges Leben zu hoffen ist, so ist die Vorsehung gegen den Verfolger so wenig zu rechtfertigen, als gegen den Verfolgten.

Unglücklicher Weise werden viele durch diese anscheinende Schwierigkeiten verführt, die Vorsehung zu leugnen. Das allerhöchste Wesen, wähnen sie, bekümmere sich um das Schicksal der Menschen gar nicht, so sehr es sich auch die Vollkommenheit seiner physischen Natur hat angelegen seyn lassen. Tugend und Laster, Unschuld und Verbrechen, wer ihm dienet, und wer ihn lästert, sprechen sie, seyn dem allgemeinen Weltgeist voll-

kommen gleich, und was dergleichen ſo lächerlicher als ſtrafbarer Meynungen mehr ſind, auf die man nothwendig gerathen muß, ſo bald man den Weg zur Wahrheit verfehlt. Ich halte es für überflüſſig, meine Freunde! von dem Ungrunde dieſer Meynungen viele Worte zu machen, da wir alle verſichert ſind, daß wir unter der göttlichen Obhut ſtehen, und das Gute von ſeinen Händen, ſo wie das Böſe nicht anders, als mit ſeiner Zulaſſung, empfangen

Hingegen wiſſen wir einen ſicherern und leichtern Weg, uns aus dieſem Labyrinthe zu finden. In unſern Augen verleugnet das Sittliche ſo wenig, als das Phyſiſche dieſer Welt, die Vollkommenheit ihres Urhebers. So wie ſich in der phyſiſchen Welt Unordnungen in den Theilen, Stürme, Ungewitter, Erdbeben, Ueberſchwemmung, Peſt, u. ſ. w. in Vollkommenheiten des unermeßlichen Ganzen auflöſen: eben alſo dienen

in

in der ſittlichen Welt, in dem Schickſale und den Begegniſſen des geſelligen Menſchen, alle zeitlichen Mängel zu ewigen Vollkommenheiten, vergängliches Leiden zu unaufhörlicher Seligkeit, und kurze Prüfung zu dauerhaftem Wohlſeyn. Das Schickſal eines einzigen Menſchen in ſeinem gehörigen Lichte zu betrachten, müßten wir es in ſeiner ganzen Ewigkeit überſehen können. Alsdann erſt könnten wir die Wege der Vorſehung unterſuchen und beurtheilen, wann wir die ewige Fortdauer eines vernünftigen Weſens unter einen einzigen, unſerer Schwachheit angemeſſenen Geſichtspunkt bringen könnten: aber alsdann ſeyd verſichert, meine Lieben! würden wir weder tadeln, noch murren, noch unzufrieden ſeyn; ſondern voller Verwunderung die Weisheit und Güte des Weltbeherrſchers verehren und anbeten.

Aus allen dieſen Beweisgründen zuſammengenommen, meine Freunde! erwächſt die zuver-

läßigſte Verſicherung von einem zukünftigen Leben, die unſer Gemüth vollkommen befriedigen kann. Das Vermögen zu empfinden iſt keine Beſchaffenheit des Körpers, und ſeines ſeinen Baues; ſondern hat ſeine Beſtandheit für ſich. Das Weſen dieſer Beſtandheit iſt einfach, und folglich unvergänglich. Auch die Vollkommenheit, die dieſe einfache Subſtanz erworben, muß in Abſicht auf ſie ſelbſt von unaufhörlichen Folgen ſeyn, und ſie immer tüchtiger machen, die Abſichten Gottes in der Natur zu erfüllen. Insbeſondere gehört unſere Seele, als ein vernünftiges und nach der Vollkommenheit ſtrebendes Weſen zu dem Geſchlechte der Geiſter, die den Endzweck der Schöpfung enthalten, und niemals aufhören Beobachter und Bewunderer der göttlichen Werke zu ſeyn. Der Anfang ihres Daſeyns iſt, wie wir ſehen, ein Beſtreben und Fortgehen von einem Grade der Vollkommenheit zum andern;

ihr Weſen iſt des unaufhörlichen Wachsthums fähig; ihr Trieb hat die augenſcheinlichſte Anlage zur Unendlichkeit, und die Natur hemt ihrem nie zu löſchenden Durſt eine unerſchöpfliche Quelle an. Ferner haben ſie, als moraliſche Weſen, ein Syſtem von Pflichten und Rechten, das voller Ungereimtheiten und Widerſprüche ſeyn würde, wenn ſie auf dem Wege zur Vollkommenheit gehemmt und zurück geſtoßen werden ſollten. Und endlich verweiſet uns die anſcheinende Unordnung und Ungerechtigkeit in dem Schickſale der Menſchen auf eine lange Reihe von Folgen, in welcher ſich alles auflöſet, was hier verſchlungen ſcheinet. Wer hier mit Standhaftigkeit, und gleichſam dem Unglücke zu Trotz, ſeine Pflicht erfüllet, und die Widerwärtigkeiten mit Ergebung in den göttlichen Willen erduldet, muß den Lohn ſeiner Tugenden endlich genießen; und der Laſterhafte kann nicht dahin fahren, ohne auf eine oder die andere Weiſe

zur Erkenntniß gebracht zu ſeyn, daß die Uebelthaten nicht der Weg zur Glückſeligkeit ſind. Mit einem Worte, allen Eigenſchaften Gottes, ſeiner Weisheit, ſeiner Güte, ſeiner Gerechtigkeit würde es widerſprechen, wenn er die vernünftigen und nach der Vollkommenheit ſtrebenden Weſen nur zu einer zeitlichen Dauer geſchaffen hätte.

Es dürfte Jemand von euch ſprechen: „Nun, „Sokrates! Du haſt uns gezeigt, daß wir uns „eines künftigen Lebens zu getröſten haben: ſa„ge uns aber auch, wo werden ſich unſere abge„ſchiedenen Geiſter aufhalten? Welche Gegend des „Aethers werden ſie bewohnen? womit werden „ſie ſich beſchäfftigen? auf welche Art werden die „Tugendhaften belohnt, und die Laſterhaften zu „beſſerer Erkenntniß gebracht werden?“

Wenn Jemand mich dieſes fragt, ſo antworte ich: Freund, du foderſt mehr, als meines Berufs iſt. Ich habe dich durch alle Kenntnungen

des

des Labyrinths hindurch erführet, und zeige dir dem Ausgang: hier endiget ſich mein Beruf. Andere Wegweiſer mögen dich weiter führen. Ob die Seelen der Gottloſen werden Froſt oder Hitze, Hunger oder Durſt zu leiden haben, ob ſie in dem Acherontiſchen Moraſte ſich herumwälzen, in dem düſtern Tartarus, oder in den Flammen des Pyriphlegetons ihre Zeit hinbringen müſſen, bis ſie geläutert werden: ob die Gerechten auf einer von lauter Gold und Edelgeſtein blühenden Erde die reinſte Himmelsluft einſaugen, und ſich in dem Glanze der Morgenröthe ſonnen, oder ob ſie in den Armen einer ewigen Jugend ruhen und ſich mit Nektar und Ambroſia ſpeiſen laſſen: alles dieſes, mein Freund! weiß ich nicht. Wiſſen es unſere Dichter und Fabelkrämer beſſer: ſo mögen ſie andere davon verſichern. Es ſchadet vielleicht nicht, wenn gewiſſer Leute Einbildungskraft auf eine ſolche Weiſe beſchäftiget und angewiesen

wird. Was mich betrifft, ſo begnüge ich mich mit der Ueberzeugung, daß ich ewig unter göttlicher Obhut ſtehen werde, daß ſeine heilige und gerechte Vorſehung in jenem Leben, ſo wie in dieſem, über mich walte, und daß meine wahre Glückſeligkeit in den Schönheiten und Vollkommenheiten meines Geiſtes beſtehe: dieſe ſind Mäßigkeit, Gerechtigkeit, Freyheit, Liebe, Wohlwollen, Erkenntniß Gottes, Beförderung ſeiner Abſichten, und Ergebung in ſeinen heiligen Willen. Dieſe Seligkeiten erwarten meiner in jener Zukunft, dahin ich eile, und ein mehreres brauche ich nicht zu wiſſen, um mit getroſtem Muthe den Weg anzutreten, der mich dahin führet. Ihr, **Simmias**, **Cebes**, und übrigen Freunde! ihr werdet mir folgen, ein jeder zu ſeiner Zeit. Mir winkt jetzt ſchon das unbewegliche Schickſal, wie etwa ein Trauerſpieldichter ſagen würde. Es iſt Zeit, daß ich ins Bad gehe; denn ich halte es für

anſtändiger, nach dem Bade erſt den Gift zu mir zu nehmen, damit ich den Weibern die Mühe erſpare, meinen Leichnam zu waſchen.

Als Sokrates ausgeredet hatte, ergriff Kriton das Wort und ſprach: Es ſey! Was haſt du aber dieſen Freunden oder mir zu hinterlaſſen, das deine Kinder oder häußlichen Angelegenheiten angehet? womit können wir dir zu Gefallen leben? — Wenn ihr ſo lebt, Kriton! ſprach er, wie ich euch längſt empfohlen habe. Ich habe nichts Neues hinzuzuthun. Wenn ihr für euch ſelbſt Achtung habet, ſo werdet ihr mir, den Meinigen und euch ſelbſt zu Gefallen leben, und wenn ihr es auch nicht verſprechet; vernachläßiget ihr aber euch ſelbſt, und wollet der Spur nicht folgen, die euch heute und in vorigen Zeiten vorgezeichnet worden: ſo wird es nichts helfen, wenn ihr auch jetzt noch ſo viel zuſaget. — Kriton verſetzte: Wir werden mit allen Kräften ſtreben, dir

zu

zu gehorchen, mein Sokrates! Wie ſollen wir aber nach deinem Tode mit dir verfahren? — Wie ihr wollet, antwortete Sokrates, wenn ihr mich anders habet, und ich euch nicht entwiſche? — Zu gleicher Zeit ſahe er uns lächelnd an, und ſprach: Ich kann den Kriton nicht bereden, meine Freunde! daß derjenige eigentlich Sokrates ſey, der jetzt redet, und euch eine Zeitlang unterhalten hat; er glaubt immer noch, der Leichnam, den er bald wird zu ſehen bekommen, und der verſteht mir meine Hütte iſt, das ſey Sokrates, und fragt, wie er mich begraben ſoll. Alle die Gründe, die ich bisher angeführet, zu beweiſen, daß ich, ſo bald der Gift gewirkt haben wird, nicht mehr bey euch bleiben, ſondern in die Wohnungen der Glückſeligen verſetzt werde, ſcheinen ihm eine bloße Erfindung, um euch und mich zu tröſten. Seyd ſo gut, meine Freunde! und verbürget nun beym Kriton das Gegentheil

beſ-

deſſen, was er bey den Richtern verbürgt hat. Er iſt für mich gut geweſen, daß ich nicht entlaufen werde; ihr aber müſſet ihm dafür ſtehen, daß ich mich, gleich nach meinem Tode, davon mache, damit er meinen Leichnam verbrennen, oder in die Erde ſenken ſehe, und ſich nicht ſo ſehr betrübe, als wenn mir das gröſte Unglück wiederführe. Er ſpreche auch bey meinem Leichenbegängniſſe nicht: man legt den **Sokrates** auf die Bahre, man trägt den **Sokrates** hinweg, man beerdiget den **Sokrates**. Denn wiſſe, fuhr er fort, mein werther **Kriton**! dergleichen Reden ſind nicht nur der Wahrheit zuwider, ſondern auch eine Beleidigung für den abgeſchiedenen Geiſt. Sey vielmehr getroſten Muths, und ſprich, mein Leichnam werde beerdiget. Im übrigen maaſt du ihn beerdigen, wie es dir gefällt, und wie du glaubeſt daß es die Geſetze mit ſich bringen. Hierauf gieng er in ein benachbartes Gemach, um ſich zu wa-

ſchen

ſchen. Kriton folgte ihm, und uns hieß er warten. Wir blieben, und unterhielten uns eines Theils mit dem was wir gehöret hatten, wiederholten, überdachten, und erwogen einige Gründe, um uns davon gehörig zu überzeugen; andern Theils aber beſchäftigte uns die troſtloſe Erwartung des groſſen Unglücks, das uns bevorſtund. Denn es kam uns nicht anders vor, als wenn wir unſern Vater verlören, und von nun an als Waiſen in der Welt leben müßten. Als er ſich gewaſchen hatte, brachte man ihm ſeine Kinder: (er hat ihrer drey, zwey kleine, und ein erwachſenes:) und ſeine Hausweiber traten zu ihm hinein. Er unterhielt ſich mit ihnen in Gegenwart des Kriton, ſagte ihnen, was er zu ſagen hatte, ließ die Weiber und Kinder hierauf weggehen, und kam wieder zu uns heraus. Es war gegen Sonnenuntergang; denn er hatte ſich etwas lange in dem Nebengemache verweilet. Er ſetzte ſich

nie-

nieder, ſprach aber ſehr wenig; denn bald darauf kam der Trabante der Eilfmänner, ſtellte ſich neben ihn, und ſprach: O **Sokrates**! ich werde an dir etwas ganz anders gewahr, als an andern Verurtheilten. Sie pflegen ſich zu entrüſten, und mir zu fluchen, wenn ich ihnen auf Befehl der Obrigkeit ankündige, daß es Zeit ſey, den Gift zu trinken; du aber ſcheineſt mir allezeit, und vornehmlich jetzt, der gelaſſenſte und ſanftmüthigſte Mann zu ſeyn, der jemals dieſen Ort betreten. Ich weiß gewiß, du biſt auch jetzo über mich nicht ungehalten, ſondern über die, (du kenneſt ſie!) die daran Schuld ſind. Du merkeſt nun wohl, **Sokrates**! was für eine Botſchaft ich dir zu bringen habe. Gehab dich wohl, und leide mit Geduld, was nicht zu ändern iſt. Er ſprach es, kehrte ſich herum und weinte. **Sokrates** ſahe ſich nach ihm um, und ſprach: Lebe du wohl, Freund! wir werden dir gehorchen. Zu uns aber ſprach

er,

er: Was für ein rechtſchaffner Mann! er hat mich oft beſucht, auch ſich zuweilen mit mir unterhalten. Es iſt ein gar guter und ehrlicher Menſch: ſehet wie aufrichtig er jetzt um mich weinet! Allein, Kriton! wir müſſen ihm in der That gehorchen: laß den Gift herbringen, wenn er fertig iſt, wo nicht, ſo mag ihn dieſer zu rechte machen.

Warum ſo eilig, mein Sokrates? verſetzte? Kriton: ich glaube, daß die Sonne noch auf den Bergen ſcheinet, und noch nicht untergegangen iſt. Andere pflegen, nach der Ankündigung, noch lange zu warten, bevor ſie den Gifttrank zu ſich nehmen, und vorher ſich gütlich zu thun, zu eſſen, zu trinken, auch wohl gar der Liebe zu pflegen. Wir können noch eine gute Weile verziehen. — Das mögen die thun, Kriton! antwortete Sokrates, welche jede Friſt für Gewinn halten; ich aber habe meine Gründe, das Gegentheil

theil zu thun. Ich glaube nichts zu gewinnen, wenn ich verzöeere, und würde mir nur ſelbſt lächerlich vorkommen, wenn ich mit dem Leben jetzt geizte und kargte, da es nicht mehr mein iſt. Thue mir immer meinen Willen, und halte mich nicht auf.

Hierauf winkte **Kriton** dem Knaben, der neben ihm ſtand. Der Knabe gieng heraus, verweilte einige Zeit mit Zubereitung des Gifts, und brachte hierauf den Mann herein, der den Giftbecher in der Hand hatte, um ihn dem **Sokrates** zu reichen. **Sokrates** ſahe ihn kommen, und ſprach: Guter Mann, gieb her! Aber was muß ich dabey thun? du wirſt es wiſſen. Nichts anders, antwortete dieſer, als nach dem Trinken auf und nieder gehen, bis dir die Füße ſchwer werden; ſodann legſt du dich nieder: dieſes iſt alles. Und hiermit reichte er ihm den Be-

der. Sokrates nahm ihn, lieber Echekrates! mit solcher Gelassenheit, ohne Zittern, ohne Farbe oder Gesichtszüge im geringsten zu verändern, sahe den Menschen mit seinen weit offenen Augen an, und sprach: Was meynest du? darf man den Göttern davon einige Tropfen zum Dankopfer vergießen? Es ist gerade so viel als, nöthig ist, versetzte dieser. So mag es bleiben, erwiederte **Sokrates**; aber ein Gebet kann ich doch an sie richten: **Die ihr mich rufet, ihr Götter! verleihet mir eine glückliche Reise!** Mit diesen Worten setzte er den Becher an, und leerte ihn ruhig und gelassen aus.

Bisher konnten sich viele von uns noch der Thränen enthalten, als wir ihn aber austrinken, trinken, und ausleeren sahen, da war es nicht möglich. Mir selbst tröpfelten die Thränen nicht, sondern ergossen sich, wie in Strömen

her

herunter, und ich mußte mir das Gesicht in den Mantel hüllen, um ungestört weinen zu können, nicht über ihn, sondern über mich selbst, daß ich das Unglück hatte, einen solchen Freund zu verlieren. **Kriton**, der sich noch vor mir der Thränen nicht enthalten konnte, stand auf und irrete im Gefängnisse umher; und **Apollodorus**, der die ganze Zeit mehrentheils geweinet, fieng damals an, überlaut zu heulen und zu jammern, daß einem jeden das Herz davon brach. Nur **Sokrates** blieb unbewegt, und rief uns zu: Was machet ihr, Kleinmüthigen? deßwegen habe ich so eben die Weiber weggeschickt, damit sie hier nicht so klagen und winseln möchten; denn ich habe mir sagen lassen, man müsse suchen unter Seegen und guten Wünschen den Geist aufzugeben. Seyd ruhig, und zeiget euch als Männer! — Als wir dieses vernommen, schämeten wir uns,

und hörten auf zu weinen. Er gieng auf und nieder, bis ihm die Füße ſchwer wurden, und legte ſich ſodann auf den Rücken, wie der Sklave ihm gerathen hatte. Bald darauf betaſtete ihn der Mann, welcher ihm den Gift gereicht, mit den Händen, und beobachtete ſeine Füße und ſeine Hüften. Er drückte ihm den Fuß, und fragte, ob er es fühlte? Nein, ſprach er. Er drückte ihm den Schenkel, ließ aber wieder los, und gab uns zu verſtehen, daß er kalt und ſteif ſey. Er betaſtete ihn wieder, und ſprach: So bald es ihm ans Herz kömmt, wird er verſcheiden. Nun fieng ihm der Unterleib ſchon an kalt zu werden. Er deckte ſich auf, denn man hatte ihn zugedeckt, und ſagte zum Kriton: (dieſes waren ſeine letzten Worte:) **Freund! vergiß nicht, dem Gott der Geneſung einen Hahn zu bringen, denn wir ſind ihm einen ſchuldig. — Kriton**

ant-

antwortete: Es ſoll geſchehen. Haſt du ſonſt nichts mehr zu hinterlaſſen? Hierauf erfolgte keine Antwort. Einige Zeit hernach bekam er Zuckungen. Der Mann deckte ihn vollends auf, und ſeine Blicke blieben ſtarr. Als **Kriton** es ſahe, drückte er ihm Mund und Augen zu.

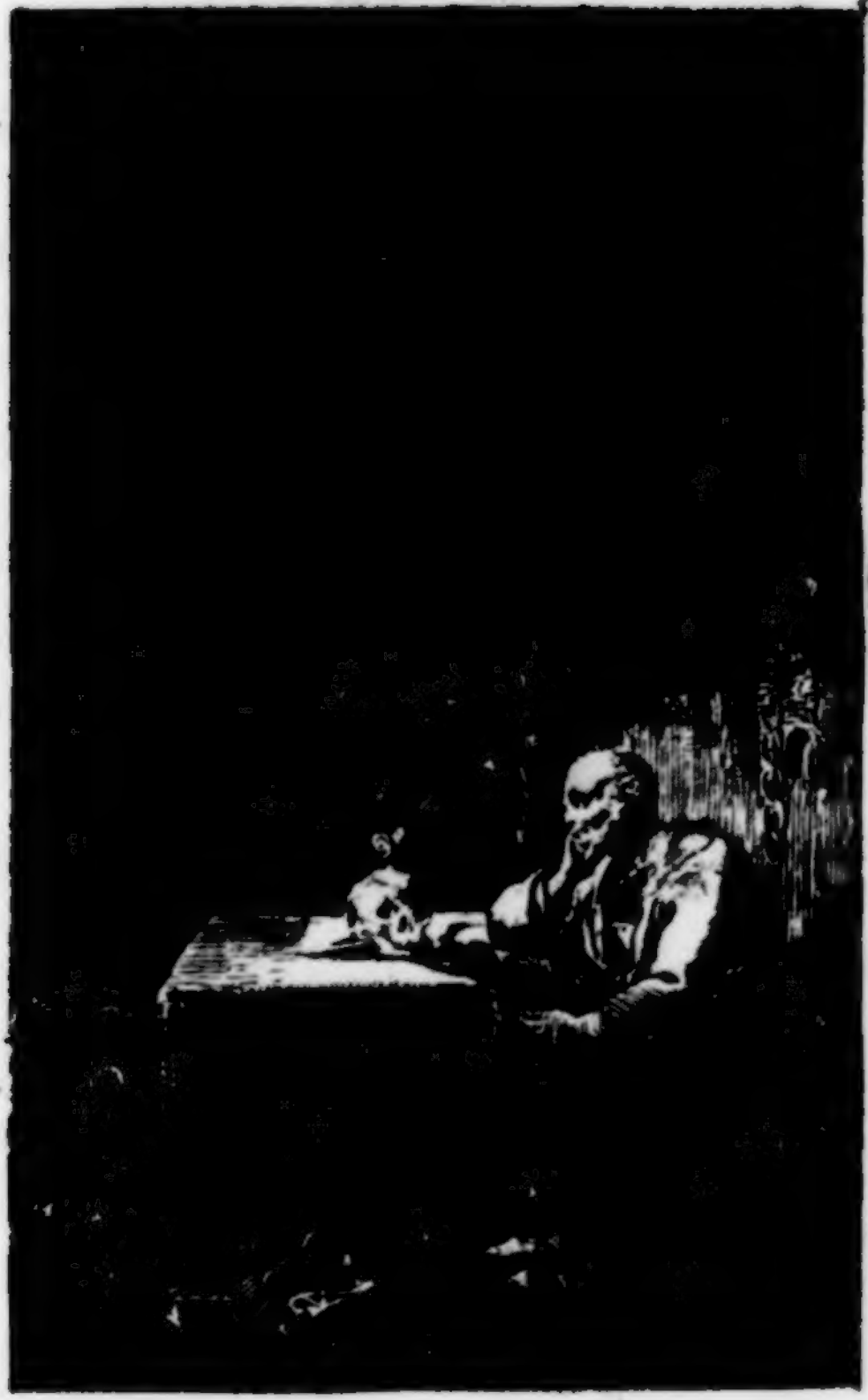
Dieſes war das Ende unſeres Freundes, o **Echekrates**! eines Mannes, der unter allen Menſchen, die wir kannten, unſtreitig der rechtſchaffenſte, weiſeſte, und gerechteſte geweſen.

Druckfehler.

Seite 8. L. 13. lezteren Maximen, lies lezztere Maxime.
S. 77. u. 78. Phäton, lies Phädon.
S. 121. L. 11. leben, lies beben.
S. 149. L. 3. die, lies der.
S. 172. unten: Abſchnitte, lies Geſpräche.
S. 173. oben: Zweyter Abſchnitt, lies Zweytes Geſpräch.
S. 188. L. 2. von unten: nach dem widerfähret, lies nach dem Tode widerfähret.
S. 190. L. 10. oftmals, lies vormals.
S. 206. L. 2. von unten: lägen würde, die, lies lägen, würde die
S. 214. L. 7. Verhältnißharmonie, lies Verhältniß, Harmonie.
S. 236. unten: Abſchnitte lies Geſpräche.
S. 237. oben: dritter Abſchnitt, lies drittes Geſpräch.

Nachricht für den Buchbinder.

Das an dem Titelbogen befindliche Blatt p. 221 und 222. it. p 285 und 286. ſo auf dieſem halben Bogen ſtehet, werden an gehörigen Ort gebracht, und die daſelbſt befindlichen von eben dieſen dafür ausgeſchnitten.



Moſes Mendelsſohns

Kurze Abhandlung

von der

Unſterblichkeit der Seele

aus dem Ebräiſchen überſetzt

von

H. J.

Berlin und Stettin,
bey Friedrich Nicolai.
1787.

Vorrede.

Folgenden Entwurf hat man dem seligen Herrn Mendelssohn zu danken. Er fand sich in ebräischer Sprache unter seinen hinterlassenen Handschriften. Sein Freund, Herr Friedländer beförderte unlängst denselben zum Druck. In der dem Entwurf beygefügten sinnreichen Vorrede sagt er: „Der Phädon des Mendels„sohn hat den deutschen Lesern hinreichend „Genüge geleistet;“ Also könnte man denken, der Verfasser habe den Entwurf bloß für die Ebräer geschrieben, und die Uebersetzung desselben wäre von keinem Nutzen.

Dessen ungeachtet glaube ich keine unnütze Arbeit übernommen zu haben. Es ist wahr: diese Schrift enthält nichts, als was im Phä-

don ſteht; allein ſie hat doch die Vorzüge aller mendelsſohnſchen Schriften, und iſt für Leſer beſtimmt, denen der Phädon zu ſchwer iſt; die nicht im Stande ſind, die Hauptideen heraus zu heben, und durch deren Zuſammenſetzung ſich von der Gewißheit der darin vorgetragenen Hauptwahrheiten zu überzeugen. Mir iſt oft begegnet, daß ich mich bey Leſern des Phädons nach ſeinem Inhalt erkundiget, aber keine deutliche und hinlängliche Antwort erhalten habe; ohne allen Zweifel aus eben angeführtem Grunde.

Verſchiedene Perſonen haben deswegen ſchon lange gewünſcht, es möchte einer aus dem ſo wichtigen Buche Mendelsſohns einen Auszug verfertigen, um auch ſchwächere Leſer mit Wahrheiten von ſo großem Gewicht fürs ganze menſchliche Geſchlecht bekannt zu machen. Welch ein Glück iſt es alſo, daß der Meiſter, der das große Werk aufgeführt, die Verkleinerung ſelbſt übernommen.

Ich ſchmeichle mir, daß dieſer Auszug manchen zur Leſung des großen Werks reizen, und zum Verſtande deſſelben vorbereiten werde; weil ſie durch den Auszug lernen, auf welche Stellen ſie ihre Aufmerkſamkeit vorzüglich zu richten haben.

Es war alſo Ueberzeugung etwas Gutes zu thun, und das Verlangen meinem Nebenmenſchen nützlich zu ſeyn, welche mich bewogen, dieſe ebräiſche Abhandlung ins Deutſche zu überſetzen. Und ich habe es mit derjenigen Treue und Genauigkeit gethan, welche man den Arbeiten eines Mannes ſchuldig iſt, der unter die größeſten Geiſter und die vortreflichſten Schriftſteller aller Zeiten wird gezählt werden.

Ich werde am Ende dieſer Abhandlung aus des Herrn Friedländers Vorrede dasjenige beyfügen, was ſich auf dieſelbige beziehet; oder richtiger geſagt: nur in einer beinahe freyen Ueberſetzung deſſen weſentlichen Inhalt darſtellen;

ſtellen; weil ich fürchte, daß bey einer genauen Ueberſetzung dieſes Stück ſeiner Vorrede, die ſo oratoriſch und vortreflich geſchrieben iſt, unter meiner Feder allzuviel verlieren möchte.

Sollten die Leſer dieſe meine Arbeit gütig aufnehmen, ſo würde dieſes nicht wenig beytragen, mich zu mehrern ähnlichen aufzumuntern.

Berlin, den 12ten Junius 1787.

Einleitung.

Die Lehre von der Unſterblichkeit der Seele, ſo wie ſie der Grund der Theologie und des Glaubens iſt, zerfällt in drey Hauptabtheilungen, und wir müſſen billig keine derſelben vorbey gehen, wenn wir den Leſer mit dieſer Lehre gründlich bekannt machen wollen.

1) Die Seele iſt kein Körper, ſondern eine einfache Subſtanz: das will ſagen: die Seele iſt ein Geiſt.

2) Die Seele verweſet weder bey dem Abſterben ihres Leibes, noch in Ewigkeit; das will ſagen: die Seele dauret immer fort.

3) Die Seele bleibet auch nach dem Tode ihres Leibes lebendig und vernünftig, ſie erinnert ſich an

alles, was vorgegangen iſt, da ſie noch im Körper wohnete; das will ſagen: die Seele genieſſet ein fortdaurendes wahres Leben.

Wir wollen mit dem erſten Satz: daß die Seele ein Geiſt ſey, den Anfang machen, und denſelben durch einen unumſtößlichen Beweiß feſt ſetzen.

Erſte Abtheilung.

Daß die Seele ein Geiſt ſey.

§. 1.

Alles was ſein wirkliches Daſeyn hat, beſtehet entweder aus einer einigen Subſtanz, oder aus mehrern zuſammen. Jenes nennet man ein einfaches Ding: dieſes hingegen ein zuſammengeſetztes. Die Subſtanzen, aus welchen dieſes zuſammengeſetzte Ding beſtehet, ſind deſſen Theile.

§. 2.

Das Weſen und die Beſchaffenheit des Zuſammengeſetzten beſtehet aus der Beſchaffenheit der Theile aus denen es zuſammen geſetzt iſt, und aus der Art und Weiſe ihrer Verbindung, nehmlich aus der Ordnung, wie ſie ſich neben einander befinden, und aus dem Verhältniſſe eines jeden Theils zu dem andern in Anſehung der Maaß und Lage. Die Beſchaffenheit des menſchlichen Leibes z. E. beſtehet

bloß aus der Beschaffenheit des Fleisches, des Blutes, der Nerven, der Gebeine, der Knörpel u. s. w. Ueberhaupt in der Beschaffenheit der Bestandtheile woraus er zusammengesetzt ist, und aus der Art ihrer Verbindung in Ansehung der gehörigen Lage, Ordnung und Verhältniß. Die Beschaffenheit eines Baums bestehet aus der Beschaffenheit der Wurzel, des Stammes, der Zweige, der Blätter, und aus der Art ihrer Zusammensetzung in Ansehung ihrer angemessenen Lage und Verhältniß. So verhält es sich mit allen zusammengesetzten Substanzen.

§. 3.

Ordnung und Verhältniß gehören zu dem Prädikament der Beziehung *). Denn man würde sich nie einen Begriff von ihnen machen können, wenn man nicht eine Sache gegen eine andere hielte, und die eine mit der andern vergliche. (Siehe in Miloth Higaion eilften Abschnitt) **).

§. 4.

*) Siehe hinten Anmerkung c.

**) hinten in Anmerkung d. angeführt.

§. 4.

Aus einem einzigen von ſich auf einander beziehenden Dingen läßt ſich die Beziehung nicht erkennen; ſondern man muß ſie mit einander vergleichen. Z. E. A und B wären ſich auf einander beziehende Dinge, ſo iſt offenbar, daß weder A allein, noch B allein, die Beziehung ausmache; es müſſen beide zugleich mit beytragen. Man entdecket alſo die Beziehung, wenn man A und B gegen einander hält, und mit einander vergleichet. Daher findet die Beziehung auſſer der Seele nicht ſtatt. Denn das Vergleichen eines Dinges mit dem andern iſt nur eine Handlung der Seele, die ſich von den Dingen Begriffe bildet, und ſie alsdann mit einander vergleichet.

§. 5.

Das Weſen und die Beſchaffenheit eines zuſammengeſetzten Dinges hat auſſer der Seele nirgend ſeine Vollſtändigkeit (iſt nirgend was objektives). Denn der Zuſammenhang der Theile, die Verhält-

niſſe und die Ordnung unter ihnen gehören zum Weſen und zur Beſchaffenheit des Zuſammengeſetzten, wie aus §. 2. erhellet; und dieſe ſind beziehende Dinge §. 3. Zu dieſer Beziehung müſſen alle Theile des Zuſammengeſetzten beytragen, §. 4. alsdann wird ſie durch Vergleichung der Theile mit einander vollſtändig. Ein jedes Theilchen aber für ſich, hat ein beſonderes Daſeyn, daher kann der Zuſammenhang d. i. das Subjekt der Zuſammenſetzung nirgend angetroffen werden, als bloß in der Seele, die ſich von den Theilen Begriffe bildet, ſie gegen einander hält, und mit einander vergleichet.

§. 6.

Eine jede Empfindung, eine jede Vorſtellung, die ſich die Seele von einem ſinnlichen Gegenſtande machet, iſt zuſammengeſetzt. Denn die Urſache der Empfindung iſt eine Erſchütterung in dem Körper, und in den ſinnlichen Gliedmaßen des Menſchen. Und ein Körper iſt zuſammengeſetzt.

§. 7.

§. 7.

Das Subjekt hingegen, dem die Empfindung zukömmt, iſt ein einfaches Weſen, und nicht zuſammengeſetzt. Denn, räumten wir auch ein, daß es zuſammengeſetzt ſey, ſo könnte, wie vorhin ſchon angemerket, deſſen Weſen und Beſchaffenheit in nichts auſſer der Seele befindlichen ſeine Vollſtändigkeit haben, §. 5. Es würde alſo dieſes Subjekt wiederum eines andern Subjektes bedürfen, das deſſen Zuſammenhang der Theile aufnimmt. Und dieſes würde dann ins Unendliche ſo fort gehen, welches offenbar ungereimt iſt. Man muß alſo nothwendig am Ende zu einem für ſich beſtehenden Subjekt kommen, in welchem das Mannichfaltige der Theile, deren Verbindung und Verhältniß gegen einander ſich vereinigen, ohne daß es eines andern Subjekts bedürfe. Und dieſes iſt die einfache Subſtanz, die nicht aus mehrern Subſtanzen beſtehet, das Subjekt der Empfindung, wie wir es erkläret haben.

§. 8.

Die Empfindung iſt eine Vorſtellung der Mehrheit in einem einzigen Subjekt.

§. 9.

Da nun keine Erkenntniß, kein Denken ſtatt findet, wenn nicht Verhältniß, Vergleichung, Größe, Menge und überhaupt die Beziehung ſich mit einmiſchen, ſo kann das Subjekt aller Erkenntniß und aller Vernunftſchlüſſe nichts anders ſeyn, als eine einzige einfache Subſtanz, die nicht aus mehrern beſtehet.

§. 10.

Es iſt auch klar, daß das Subjekt der Empfindung gleichfalls das Subjekt der Erkenntniß und des Nachdenkens iſt; weil man, wie bekannt, nur durch die Empfindung zur Erkenntniß und zum Nachdenken gelanget. Wäre nun deren Subjekt nicht eines und ebendaſſelbe, ſo bedürften beide wiederum eines dritten Subjekts.

§. 11.

§. 11.

Da man, wie ſich von ſelbſt verſtehet, Begierde, Abſcheu und Willen keinem andern als nur einem empfindſamen und denkenden Subjekt zuſchreiben kann, ſo iſt die empfindſame und denkende einfache Subſtanz eben das Subiekt der Luſt und Unluſt, der Begierden und des Willens.

§. 12.

Dieſer einfachen Subſtanz hat man zwar verſchiedene Namen beygeleget, je nachdem ſie verſchiedene Eigenſchaften beſitzet; ſie empfindet, verabſcheuet, verlanget, denket und ſchlieſſet. Im Grunde aber flieſſen alle dieſe Eigenſchaften aus einer einzigen Quelle; weil ein Weſen, das nicht aus Theilen zuſammengeſetzt iſt, ſich auch nicht in Theile zergliedern läſſet. Denn geſetzt, ſie lieſſen ſich trennen, ſo würde ein jeder derſelben ein beſonderes Daſeyn haben müſſen, und alsdenn könnte die Darſtellung des Zuſammenhanges auſſer der

Seele, wie vorhin ſchon erkläret, nirgend vollſtändig angetroffen werden. Es ergiebt ſich alſo, daß das Subjekt aller Fähigkeiten der Seele eine einige unzuſammengeſetzte Subſtanz iſt, ein Geiſt und kein Körper, weil alle Körper zuſammengeſetzt und theilbar ſind.

Zweite Abtheilung.

Daß die Seele immer fortdaure.

§. 13.

Wann ſich ein Ding darſtellet, das vorhin nicht war, ſo nennet man es: Entſtehen. Höret es auf zu ſeyn, nachdem es vorhin wirklich geweſen, ſo nennet man es: Vergehen.

§. 14.

Das Zuſammengeſetzte entſtehet, wenn ſein Weſen und ſeine Beſchaffenheit entſtehen; nehmlich, wenn deſſen Theile in eine ihm anpaſſende Ordnung und Lage zuſammen kommen. Hingegen vergehet es, wenn deſſen Beſtandtheile ſich von einander trennen, oder deren Ordnung zerſtöret wird. Daher können die Theile eines zuſammengeſetzten Dinges ſchon vor deſſen Entſtehen, imgleichen noch nach deſſen Vergehen da ſeyn.

§. 15.

§. 15.

Das Entſtehen eines Einfachen geſchiehet nicht anders, als daß es aus Nichts zur Wirklichkeit kömmt; und deſſen Vergehen geſchiehet nicht anders, als daß es aus der Wirklichkeit in Nichts übergehet. Von ihm kann nicht das geringſte wahr vor ſeinem Entſtehen, noch nach deſſen Vergehen daſeyn.

§. 16.

Beym Einfachen kann weder das Entſtehen noch das Vergehen eine Zeit einnehmen. Wenn es entſtehet, muß es auf einmal entſtehen, plötzlich aus Nichts zur Wirklichkeit kommen. Eben ſo, wenn es vergehet, muß es auf einmal vergehen, plötzlich von der Wirklichkeit zur gänzlichen Zernichtung übergehen, es muß keiner Zeit dazu bedürfen.

§. 17.

Das Zuſammengeſetzte aber, kann ſowohl plötzlich, als in der Zeit entſtehen. Das Vergehen kann eben

ebenfalls ſowohl plötzlich als in der Zeit geſchehen. Kommen die Theile plötzlich vom Nichtſeyn zur Wirklichkeit, und in gehörige Ordnung, wie es das Weſen des Ganzen erfodert, ſo iſt dieſes Zuſammengeſetzte plötzlich entſtanden. Von der Schöpfung z. E. befahl der Höchſte, und ſo ſtunden gleich alle Creaturen in ihrer Geſtalt und Gröſſe da. Sie kamen aus dem Nichts zur Wirklichkeit. Eben ſo, wenn die Theile auf einmal vergehen, plötzlich von der Wirklichkeit zum Nichtſeyn übergehen, ſo leidet das aus ihnen Zuſammengeſetzte eine plötzliche Vernichtung. Wenn die Theile vor dem Entſtehen des Zuſammengeſetzten da waren, hernach aber vermöge einer räumlichen Bewegung nach einer regelmäßigen Ordnung und Richtung zuſammen kommen, ſo entſtehet das daraus Zuſammengeſetzte in der Zeit. Und ſo umgekehrt; wenn die Theile nach der Zerſtörung des Zuſammengeſetzten noch vorhanden ſind, ſo vergeht es ebenfalls in der Zeit.

§. 18.

Es iſt offenbar, daß ein eingeſchränkter Urheber nicht anders als in der Zeit wirken kann. Da nun alle Creaturen eingeſchränkt und endlich ſind, ſo können dieſelben nicht anders als in der Zeit wirken. Es ſind auch alle natürlichen Urſachen nicht im Stande, etwas aus dem gänzlichen Nichtſeyn zur Wirklichkeit, noch aus der Wirklichkeit zur gänzlichen Zernichtung zu bringen. Denn ſolche Veränderung kann nur, wie vorhin ausgemacht, eine plötzliche ſeyn. Die natürlichen Urſachen aber können bloß in der Zeit wirken; ihre Kräfte reichen nur ſo weit, daß ſie aus wirklichen Dingen andere wirkliche Dinge machen; etwas aber neu hervorzubringen, oder es gänzlich zu zernichten, ſind ſie nie im Stande.

§. 19.

Eine jede plötzliche Veränderung alſo, die entweder etwas aus der Wirklichkeit zernichtet, oder es aus dem Nichtſeyn zur Wirklichkeit darſtellet,

kann

kann nur einzig und allein eine Wirkung des unendlichen Weſens ſeyn, die nach deſſen eigenem Wohlgefallen, und auf eine wunderbare Art geſchiehet; nicht aber nach den Regeln und Geſetzen der Thätigkeit der Creaturen, nicht vermittelſt der natürlichen Urſachen. Denn die Wirkſamkeit dieſer geſchiehet in der Zeit, und beſtehet nur darin, daß ſie Etwas aus Etwas machen.

§. 20.

Der Körper des Menſchen kann in der Zeit vermittelſt natürlicher erſchaffener Urſachen entſtehen. Und dieſes nennet man die Zeugung des Menſchen. Er kann gleichfalls in der Zeit, vermittelſt natürlicher Urſachen vergehen, nehmlich wenn ſich die Theile trennen, woraus er zuſammengeſetzt iſt; oder wenn die Ordnung und Lage zerſtöhret werden, die dem Weſen ſeines Körpers angemeſſen ſind, und dieſes nennet man den Tod.

§. 21.

§. 21.

Die Seele des Menſchen aber, da ſie eine einfache Subſtanz iſt, kann nicht anders als nach dem Wohlgefallen des Höchſten auf eine wunderbare Art entſtehen, und eben ſo wenig ohne deſſen Wohlgefallen, noch anders als auf eine wunderbare Weiſe, die über die Weiſe, nach welcher natürliche erſchaffene Urſachen wirken, weit erhaben iſt, vergehen. Daher wird nie eine zuſtoßende Krankheit oder ein anderer Zufall des Körpers, noch alle natürliche Kräfte zuſammen die Seele zernichten können. Dieſem zu Folge kann ſie nimmermehr ſterben noch vergehen. Es müßte denn der Wille und die wunderbare Macht des Höchſten hinzu kommen. Keinesweges aber vermöge der Geſetze der Natur.

§. 22.

Das allerhöchſte Weſen zernichtet nicht das Geringſte. Denn alle Werke deſſelben ſind an ſich Wohlthaten. Und wenn ſie uns gleich zuweilen

Uebel

Uebel ſcheinen, ſo kömmt es, wie bekannt, nur unſerer Blödſinnigkeit ſo vor. Und in der That, wenn ſie gleich einem gewiſſen Theile ſchaden, ſo ſind ſie doch im Zuſammenhange der ganzen Schöpfung nichts anders als Wohlthaten. Und könnten wir alle Werke ſo einſehen, wie ſie der Höchſte kennet, ſo würden wir ihm für alle üble Zufälle vielmehr danken und ſeine Güte preiſen. Denn dieſe ſind nichts anders als bloß ſcheinende und eingebildete Uebel, wie an einem andern Orte weitläuftiger ausgeführet iſt; und der Verfaſſer des Moreh Nebochim *) in dieſem Werk bewieſen hat. Das Umkommen aber, das Uebergehen von der Wirklichkeit zur gänzlichen Zernichtung iſt, wie bekannt, ein wahres und kein ſcheinendes Elend. Es ſind auch alle Folgen eines wahren Uebels, wie anderswo erkläret, gleichfalls wahre Uebel. Daher findet

der

*) Ein ſcharfſinniges theologiſch-philoſophiſches Buch des Maimonides.

der Höchſte niemalen einen Wohlgefallen an dem Untergange irgend einer Creatur, daß er ſie gänzlich zernichten ſollte. Es ergiebt ſich alſo auf eine demonſtrative Art, daß die Seele des Menſchen weder bey dem Tode ihres Leibes ſterbe, noch daß es der Wille des Schöpfers jemals ſeyn könne, daß ſie vernichtet werde; ſie muß alſo immer fortdauren. Dirſes iſts, was wir beweiſen wollten.

Dritte Abtheilung.

Daß die Seele ein fortdaurendes, wahres Leben genieße.

Was ich in dem bisherigen demonſtriret habe, iſt alſo dieſes:

Ein jedes denkende oder empfindende Weſen kann nur eine Einheit ſeyn; ein Geiſt, aus keinen Theilen zuſammengeſetzt, kann weder entſtehen noch vergehen, als nur nach dem Wohlgefallen des Höchſten, und zwar auf eine wunderbare Art, das iſt eine ſolche, welche die Regeln der Natur und die Kräfte aller Creaturen übertrift. Auch habe ich erkläret, daß der allgütige und wohlthätige Schöpfer nicht das Geringſte nach eigenem Belieben zernichte, ob gleich es ihm an dieſer Kraft nicht fehlet. Es bleibt alſo kein Zweifel mehr übrig, daß die Seele bey dem Hintritt ihres Leibes umkomme.

Ja ſo gar ſelbſt der Körper kann nie gänzlich zernichtet werden, weil dieſes keiner natürlichen Macht möglich iſt. Freylich löſet ſich der Körper auf, und ſeine Theile trennen ſich von einander. Die Seele aber, die nicht zuſammengeſetzt iſt, kann ſich weder auflöſen, noch in Nichts verwandeln.

Nun müſſen wir uns aber noch billig zu unſerer dritten Untersuchung wenden, bey welcher die Frage vorkömmt: Genießet wohl die Seele in ihrer Fortdauer ein wahres Leben? Bleibt ſie noch ein vernünftiges Weſen? Behält ſie noch Willen, Neigung, überhaupt ſämmtliche Seelenkräfte, ſo wie ſie ſelbige alle vor der Verlaſſung ihres Körpers beſaß? Gehet ihr nicht irgend etwas von allen den Eigenſchaften und Vollkommenheiten ab, die ſie ſich in der Zeit, da ſie ſich noch der ſinnlichen Werkzeuge bedienete, hienieden erworben? Oder befindet ſie ſich in einem dieſem entgegengeſetzten Zuſtande? Sie ſtürzet vielleicht von dieſer hohen und erhabenen Sphäre in ihre Kindheit zurück, und

anſtatt,

anſtatt, daß ſie ein vernünftiges Weſen war, vernünftige Schlüſſe hervorbrachte, und immer nach dem Guten ſtrebte, jetzt einem Knaben, einem Säuglinge gleich wird, denen noch Gutes und Böſes einerley iſt; beynahe der thieriſch empfindenden Seele ähnlich? oder fällt ſie noch tiefer in den Zuſtand der Seele einer unzeitigen Geburt, die weder das Tageslicht erblicket, noch zu irgend einer Vollkommenheit, welche menſchliche Seelen auszeichnet, gelanget iſt?

Es iſt bekannt, *) daß ein jeder Satz, er mag enthalten, was er immer will, entweder ein nothwendiger, oder ein möglicher, oder ein unmöglicher, oder endlich ein wirklicher Satz ſey. Ein Satz, der ſich ſelbſt oder einer andern Wahrheit widerſpricht, iſt unmöglich; iſt aber ein Satz ſo beſchaffen, daß deſſen entgegengeſetzter Satz unmöglich, ſo iſt er, der unſrige, nothwendig. Möglich iſt er, wenn weder

*) Siehe Miloth Higgajen Abſchn. 4. nebſt meiner dortigen Erläuterung. c. (Siehe hinten Anmerkung c.)

in ihm ſelbſt, noch in dem entgegengeſetzten Satze ein Widerſpruch enthalten iſt. Sind zu ſolchen möglichen Sätzen Urſachen vorhanden, die ſie zur Wirklichkeit bringen, ſo wird bald der eine, bald der andere wirklich; wo nicht, ſo bleiben ſie bloß möglich und kommen nie zur Wirklichkeit.

Nun iſt es klar, daß unſer Satz, den wir hier in Betrachtung gezogen, weder ein nothwendiger noch ein unmöglicher Satz ſey. Denn nachdem wir vorhin ausgemacht haben, daß die Seele immer fortdauret, ſo iſt es ihr nicht unmöglich, daß ſie noch immer die Eigenſchaften, die ſie ſich erworben, die wahren Vernunftbegriffe, die ſie möglicher, behalte. Der Gegenſatz iſt aber für ſich gleichfalls möglich, und enthält keinen Widerſpruch. Denn wie uns die Erfahrung lehret, ſo trift es auch den vernünftigen Mann im Schlafe, wie bey einer Ohnmacht, Betrunkenheit, oder andern dergleichen Zufällen, daß die Seele in den Zuſtand eines Knaben oder einer unzeitigen Geburt geräth: ihre Kräfte

und

und bisher ausgeübte Eigenschaften verschwinden; und wenn dieses auf eine kurze Zeit möglich ist, so ist es sicher, daß es weder in sich noch in irgend einer Wahrheit einen Widerspruch enthält; und dieses giebt dem Zweifler Stoff genug, zu denken, daß es eben so möglich sey, daß eine ähnliche Betäubung die Seele nach dem Tode befallen könne, als es möglich ist, daß sie ihre Fortdauer in völliger Lebhaftigkeit behalte. Man siehet also deutlich, daß der Satz, den wir untersuchen: ob die Seele nach dem Absterben ihres Leibes ein wahres ewiges Leben, ob sie immerfort ihre Eigenschaften, die sie hienieden erlanget hatte, in nicht mindern Grade besitze; weder nothwendig, noch unmöglich sey. Wir haben es also nur noch mit der Ungewißheit zu thun: ob er ein bloß möglicher, oder ein schon wirklich vorhandener Satz sey? Und dieses kömmt lediglich auf den Wohlgefallen des Höchsten und auf seine Bestimmung an, ob nehmlich seine Weisheit erfordere, daß sich Ursachen ereignen sol-

len, vermittelſt welcher vernünftige Geſchöpfe in Fähigkeiten und Vollkommenheiten von Stufe zu Stufe ſteigen, und dieſelben in Ewigkeit beſitzen ſollen; oder ob ſeine Weisheit beliebt, daß dieſe Geſchöpfe an Vollkommenheit nur eine gewiſſe Zeit lang vorwärts, dann wieder rückwärts gehen, nichts als Empfindung behalten, und jene Eigenſchaften, die ihr während des vernünftigen Lebens zu Theil geworden, gänzlich verlieren ſollen, als wären ſie nie geweſen.

Wir wollen unſern Vortrag durch Exempel erklären. Wann jemandem bey der Geburt eines Kindes zu fragen einfällt: ob daſſelbe auch je als ein Vogel in der Luft fliegen werde? ſo wird man ihm zur Antwort geben: Unmöglich. Möchte er fragen: Wird es ein eingeſchränktes Weſen ſeyn? ſo wird die Antwort ſeyn: Nothwendig. Wird es weiſe oder thöricht, reich oder arm ſeyn? Da bey dieſer Frage weder in dem Satz ſelbſt, noch in dem entgegengeſetzten Satze ein Widerſpruch enthalten

iſt,

iſt, ſo wird man zur Antwort geben: Es iſt jetzt eine bloß mögliche Sache, und hänget von den Urſachen ab, die es zur Wirklichkeit machen, wenn ſie einſt nach dem Willen Gottes ſich ereignen. Eben ſolche Bewandniß hat es mit der Seele. Daß die Seele beym Abſterben ihres Leibes gänzlich untergehe, iſt unmöglich; daß ſie nie aufhöre ein empfindendes Weſen zu ſeyn, iſt nothwendig; daß aber dieſe Empfindung ſtark und klar, oder nur ſchwach und dunkel ſeyn werde; daß die Seele noch nachher eine ſchlieſſende Vernunft und einen freyen Willen beſitze; dieſes iſt nur möglich und nicht nothwendig. Wir wiſſen hievon eben ſo viel, als wir von allen den Dingen wiſſen, die möglich ſind, und die noch zu keiner Wirklichkeit gekommen. Das äußerſte alſo, was uns hier zu wiſſen nothwendig iſt, wäre folgendes: ob dieſer Satz der Regierung des Höchſten ſo gemäß ſey, und ſich mit ſeiner Weisheit, Güte und Wahrheit vertrage oder nicht?

Man bemerke indeſſen, daß wir hier in unſerer Unterſuchung fünf mögliche Fälle zu betrachten haben, denen die vernünftigen Weſen unterworfen ſeyn können.

1) Daß alle vernünftige Weſen in ihrer Beſtandheit ohne Veränderung und ohne daß etwas hinzukomme oder abgehe, ewig ſo bleiben, wie ſie ſind. Dieſes widerſpricht aber den Geſetzen der eingeſchränkten Weſen. Denn dieſe müſſen nothwendig in ſtetiger Veränderung ſeyn.

2) Daß alle vernünftige Geſchöpfe immerfort von Stufe zu Stufe hinauf ſteigen, ſich ohne Aufhören mehr Fähigkeiten, Eigenſchaften, Vollkommenheiten und Glückſeligkeit erwerben, ohne daß ihnen je ein Herabſinken wiederfähret. Und dieſe Art der Fortſchritte in einer ewigen Glückſeligkeit iſt einer geradlinichten Bewegung, die aus der Tiefe immerfort in die Höhe ſteiget, ähnlich.

3) Daß

3) Daß allen vernünftigen Geſchöpfen ihre Fortſchritte, ihr Zuwachs an Fähigkeiten, Vollkommenheiten und Glückſeligkeit nur auf einen gewiſſen Zeitraum zugeſaget iſt, daß ſie aber nachher in Verfall gerathen, indem ſie entweder tiefer fallen, als ſie vorher geſtiegen ſind; oder gar zu einer Tiefe hinab ſinken, in welcher man Kenntniſſe und vernünftige Begriffe vergebens ſuchen würde; wo alle Fähigkeiten, alle Eigenſchaften der Seele aufhören, die ſie in dem Zuſtande ihres Wachsthums gewonnen, ſo daß ſie alsdann den bloß empfindenden und vernunftloſen Thieren gleich wird. Dieſe Art Verwandelung iſt einer Bewegung ähnlich, die ſich von der Höhe in einer geraden Linie hinunter ſenket.

4) Daß alle vernünftige Geſchöpfe eine gewiſſe Zeit hinauf, nachher hinunter ſteigen, dann wieder hinauf in eben den Grad, den ſie vor-

hin beſtiegen, oder ſich ſo gar noch einen Grad höher hinauf ſchwingen. Und ſo iſt dieſe Verwandelung einer Bewegung ähnlich, die in ihrem Anfangspunkte wieder zuſammen kömmt.

5) Daß ſie in ihrem Schickſal verſchieden ſeyn; einige hören nie auf zu ſteigen, und werden nie unterbrochen, ſich zu vervollkommnen; andere hingegen müſſen von ihrer Glückſeligkeit hinunter ſtürzen; einige ſteigen ſchnell, andere allmählig; einige trift das Unglück früher, andere ſpäter.

Man könnte auch, wenn wir der Zeit nicht ſchonen wollten, noch Fälle angeben, die aus den erwehnten zuſammen genommen ſich auf verſchiedene Art formiren laſſen. In meinem Phädon habe ich weitläuftiger davon gehandelt und gezeiget, daß die angegebene Bewegung auf einer geraden Linie nicht dem Laufe der Natur gemäß ſey. Ich habe überzeugende Beweiſe angeführet, daß der Höchſte keine

Fähig-

Fähigkeit, keine Vollkommenheit so wenig als irgend eine Substanz gänzlich zernichte, so daß keine Spur davon nachbleibe, als wären sie nie gewesen. Denn dieses würde der Wohlthätigkeit und Weisheit des Schrankenlosen Schöpfers zuwider seyn. Ich habe gezeiget, daß die anständigste und geziemendste Vorstellung, die man sich von den Gesetzen des Schöpfers und Erhalters seiner Werke machet, die sich auch mit der Weisheit und Gerechtigkeit am besten verträgt, diese sey: daß die vernünftigen Geschöpfe, wenn sie einmal Fortschritte in Vervollkommnung ihrer Fähigkeiten und Vermehrung ihrer Glückseligkeit gemacht haben, in Ewigkeit so fortgehen; sie fallen zwar zuweilen auf eine gewisse Zeit zurück, aber dann schwingen sie sich wieder empor. Alles geschiehet nach Gerechtigkeit, Güte und Gnade, je nachdem es die Schrankenlose Weisheit einem jeden zu erkennet, dem einen, daß er nach Gerechtigkeit, und dem andern, daß er nach Gnade behandelt werde. Denn durch Güte wird die Welt

regie-

regieret. Auf ſolche Art allein ſind die Wege des Höchſten gerechtfertiget. Ferne ſey es, von uns, zu denken: Gute und Böſe haben das gleiche Schickſal; es ſey kein Unterſchied zwiſchen Gottes-Verehrern und Gottes-Läugnern; zwiſchen Frommen und Freviern; zu denken: daß der Richter des Welt-Alls ſich nicht nach der Gerechtigkeit richte! Doch hierüber weitläuftiger zu ſeyn, iſt hier der Ort nicht.

Ende.

Anmerkungen.

a) Eines von den zehn Prädikamenten des Ariſtoteles.

b) Ein logiſches Buch des Maimonides in der arabiſchen Sprache geſchrieben, hernach von einem andern in die ebräiſche überſetzt, da heißet es: „Es giebt Benennungen, deren Bedeutung man nicht verſtehet, ohne daß man ſie mit etwas anders vergleichet, z. E. die Benennungen lang und kurz, u. d. g. Man kann ſich keinen Begriff von der Länge machen, wenn man ſie nicht mit einem kürzern Dinge vergleichet; und ſo umgekehrt, kann man nicht einſehen, daß dieſes kurz ſey, wenn man es nicht mit einem längern vergleichet. Dieſes Verhältniß des langen mit dem kurzen u. d. g. heißet die Beziehung, ein jedes von ihnen, das Beziehende; beide zuſammen: die gegenſeitig beziehenden Dinge. So iſt es auch mit Höhe und Tiefe,

Hälfte

Hälfte und Ganzen; Eins und gedoppelt; vor und nach; unterschieden und das wovon es unterschieden ist; gleich und womit es gleich ist; Freund und Feind, Vater und Sohn, Herr und Knecht. Alles dieses u. d. g. heißet das Beziehende, weil man es ohne Nachdenken und Vergleichung des einen mit dem andern nicht begreiffet."

e) Dort sagt unser Verfasser: nothwendig, möglich, unmöglich. Weil die Bedeutung dieser Wörter großen Einfluß in die Metaphysik, Physik und Moral hat, wie solches den Gelehrten bekannt ist, so müssen wir dieselben etwas genauer in Betrachtung nehmen.

Ein jeder Satz, wo das Prädikat dem Subject widerspricht, oder entgegengesetzet ist, er sey bejahend oder verneinend, heißt: ein sich selbst widersprechender Satz. Z. E. dieser Satz: Ein Zirkel ist eckig. Dieses ist unmöglich. Denn nach dem Wesen eines Zirkels müssen

ihm

ihm keine Ecken oder Winkel beygelegt werden. Alſo widerſpricht das Prädikat dem Subject. Eben ſo: ein Dreyeck hat nicht drey Winkel, iſt etwas unmögliches; denn es verſteht ſich, daß ein Dreyeck nothwendig drey Winkel haben muß. Wenn man nun einen unmöglichen Satz hat, ſo merke man, daß ſein Gegenſatz nothwendig iſt. Z. E. der beſagte Satz: Ein Zirkel iſt eckig. Dieſer Satz iſt unmöglich, alſo iſt ſein Gegenſatz, nehmlich: daß ein Zirkel keine Ecken hat, ein nothwendiger Satz. Eben ſo, weil der Satz: daß ein Dreyeck keine drey Winkel hat, unmöglich iſt, ſo iſt ſein Gegenſatz, nehmlich: daß ein Dreyeck drey Winkel hat, ein nothwendiger Satz. Alſo ein jeder Satz, welcher in ſich ſelbſt einen Widerſpruch enthält, heißt ein unmöglicher Satz. Wenn aber ein Widerſpruch in dem entgegengeſetzten Satze angetroffen wird, ſo heißt er nothwendig. Hingegen, wenn weder in ihm ſelbſt,

noch in dem entgegengesetzten Satze ein Widerspruch enthalten ist, so ist es ein möglicher Satz, wie der Verfasser *) das Exempel giebt: Alle Menschen leben. Dieser Satz ist nothwendig, denn der entgegengesetzte, nehmlich: Kein Mensch lebet, ist sich selbst widersprechend. Denn das Leben gehöret mit zu der Definition des Menschen. Der Satz: Alle Menschen fliegen, ist ein unmöglicher Satz, weil das Fliegen ohne Flügel in sich widersprechend ist, und nach dem Wesen des Menschen derselbe keine Flügel hat. Der Satz: einige Menschen sind Schreiber, ist ein möglicher Satz, weil weder dieser noch der entgegengesetzte Satz sich widerspricht. Denn in dem Wesen des Menschen liegt weder die Nothwendigkeit noch die Unmöglichkeit des Schreibens, sondern bloß die beiderseitige Möglichkeit.

*) Der Text des Maimonides.

Stelle aus des Herrn Friedländers Vorrede, deren in der meinigen Meldung geſchehen.

Ein jeder rechtſchaffener und verſtändiger Mann, welcher über die Menſchheit gründlich nachzuforſchen liebet, und die deutſche Sprache einigermaßen inne hat, wird ſich bereits das Vergnügen vergönnet haben, welches ihm das Leſen des Phädon, oder der drey über die Unſterblichkeit der Seele von dem ſeeligen Mendelsohn verfertigten Geſpräche gewähren muſten. Seine Sprache iſt angenehm, ſeine Beredſamkeit ſüß.

In dieſem Buche wird das Leben des biedern Sokrates beſchrieben, ſeine Rechtſchaffenheit, ſeine Aufrichtigkeit, ſeine ſanfte Beredſamkeit und ſein tiefer Verſtand, wie, als er durch die Bosheit ſeiner Mitbürger in Feſſeln geleget, in das Gefängniß geworfen, und ſchon das Todesurtheil über ihn ausgeſprochen

war, ſeine Schüler und Freunde ihn im Gefängniß beſuchten, um ſich mit ihm zu unterhalten, eine reine Moral und verborgene Weisheit von ihm zu hören. Selbſt an ſeinem letzten Lebenstage, an welchem er Gift trank, kamen ſie zu ihm. Sie wuſten, daß der Tod ihn heute von ihnen trennen würde. Auch an dieſem Tage ſank ſein Muth nicht; keine Furcht ängſtigte ihn; der Tod verlor ſeine Schreckensgeſtalt. Denn Religion war die Stütze ſeines Lebens; auf Gott vertraute er. Er ſaß gelaſſen, ja muthvoll auf ſeinem Strohbette, und unterhielte ſeine Freunde mit Entwickelung der Begriffe: Geiſt, Ewigkeit, wahres Leben der Seele. In dieſem Buche ſpricht zwar Sokrates, allein Mendelsſohn lieh ihm ſeine eigenen Ideen. Er legte ihm nicht diejenigen Beweiſe und Schlüſſe in den Mund, die zu des Sokrates Zeiten bekannt waren; ſondern diejenigen, die er ſelbſt entwickelt, und durch viele Proben bewährt gefunden. Dieſe ſind hier ſo logiſch richtig und einleuchtend ins Licht geſetzt, daß ſie denjenigen nothwendig überzeugen müſſen, der ſie zu überſehen im Stande

iſt,

ſt, und ſeinem Gemüthe einprägen, daß wir nicht hieher geſetzt ſeyen, um nach dem Tode vernichtet zu werden. Wir ſind beſtimmt in dem Lichte eines andern Lebens unſere Laufbahn fortzuſetzen, und einer ewigen Glückſeeligkeit zu genießen. Uns darf alſo die Furcht nicht quälen, nach dem Abſterben des Körpers in einen ewigen Schlaf zu verſinken, ohne je wieder aufzuwachen. Es iſt klar, daß dieſes dem weiſen Verfahren eines vollkommenſten Weſens nicht angemeſſen ſey. So gewiß es iſt, daß **Seyn** und **Nichtſeyn** nicht zu gleicher Zeit in gleichem Gegenſtande ſtatt haben könne; weil es ein Widerſpruch iſt: ſo gewiß iſt es auch, daß ſich der Glaube von Vernichtung, von ewigen Seelenſchlaf auf nichts wahres gründe.

Man darf ſich auch von denjenigen nicht in Furcht ſetzen laſſen, welche die Ungereimtheit behaupten, daß Gott die Menſchen ohne Grund haſſe und Rache an ihnen ausübe. Sie würden bald zum Stillſchweigen gebracht werden, wenn man darthäte, daß die Quelle, woraus ſie ſchöpfen, eine lügenhafte Quelle ſey: denn ſie wollen nicht einſehen, daß Rache,

Haß, Unbeſtändigkeit und ähnliche Leidenſchaften, welche ſogar den Erdenſohn, Menſch, herabwürdigen, von der Natur des weiſeſten und vollkommenſten Weſens himmelweit entfernt ſind. Iſt es jemals denkbar, daß das beſte Weſen am Uebel Vergnügen finde, und Geſchöpfe, an deren Hervorbringung es einen Gefallen gefunden, haſſen, oder auf eine feindſelige Art beſtrafen könne? Wir müſſen mit uns ſelbſt übereinſtimmen, und alſo überzeuget ſeyn, daß das beſte und gutthätigſte Weſen nie anders, als aus Bewegungsgründen der Liebe handeln könne. Wenn es alſo den Fehlenden beſtraft, ſo geſchieht es nur zu deſſen Beſten. Denn alle Werke des Ewigen ſind voll von ſeiner Güte. Dieſes wollen wir als einen ewigen Grundſatz immer vor unſeren Augen ſtellen; es ſoll eine Waagſchale ſeyn, auf welcher wir den innern Gehalt unſerer Lebensregeln und Urtheile abwiegen.

Alles dieſes hat Mendelsſohn in ſeinem Phädon abgehandelt, entſchieden und bewieſen. Seine Lehre iſt Wahrheit, und ſein Vortrag Licht. Damit nun ein der deutſchen Sprache

nicht

nicht mächtiger theologiſche Unterſuchungen lie-
bender Mann, die Mendelsſohnſche Theorie von
Gott, der Seele und der Unſterblichkeit ler-
nen lernen möchte; ſo hat der Verfaſſer ſelbſt
aus ſeinem Werke einen Auszug in ebräiſcher
Sprache gemacht, in welchem er ſeine vornehm-
ſten Behauptungen rein, lauter, deutlich und
in der faßlichſten Ordnung vorgetragen. Seine
Lehrſätze hangen darin zuſammen, wie die Glie-
der einer von einem geſchickten Künſtler verfer-
tigten goldenen Kette, und machen ein ſchönes
und zugleich unzertrennliches Ganze aus. Ein
jeder denkender Kopf wird geſtehen müſſen, daß
wir noch kein ſolches Buch in unſerer Sprache
aufzuweiſen haben.

Was ferner der Herr Friedländer in ſeiner
Vorrede ſaget, betrift den dort angehängten
zweyten Theil.

Zum Beſchluß heiſſet es: Mendelsſohn ſa-
get: „Man merke, daß der Allgütige einem
„jeden, der einen Lebensgeiſt beſitzet, unter-
„ſchiedene Gaben, Eigenſchaften und Fähigkei-
„ten mittheilet. Sie ſind der vernünftigen
„Seele eingepräget, und dem verſtändigen Her-

„zen

„ten eingegraben, auf ein fruchtbares Feld hin„gepflanzet, damit sie in Zweige sich verbreiten „und Früchte bringen. Je mehr man seine „Kräfte und Fähigkeiten anstrenget, desto hö„here Stufen und Grade erreichen sie. Je „mehr man dieselben zu erweitern suchet, desto „besser gelingt es einem, vollkommener zu wer„den. Die Begriffe bekommen mehr Licht, „die Erkenntniß wird deutlicher und vollständi„ger. Denn die Seelenkräfte sind in steter „Bemühung, und ein jeder hat es in seiner „Gewalt, sich mit der Weisheit zu beschäftigen, „und es darin zu einer unermeßlichen Höhe und „Stärke zu bringen. Die Seele schwinget „sich von einer Stufe und von einem Grade „zu andern in eine unendliche Höhe hinauf, „und lässet ihre Fittiche nie sinken.“